Heimwärts vom fernen Osten

Bernhard Donath

22/11 06 ord. 1 Ex ? bar

mehr.

Far East

Heimwärts vom fernen Osten.

Erinnerungen
eines deutschen Kaufmanns aus Port Arthur.

Von

Bernhard Donath.

Straßburg i. E. und Leipzig
Verlag von JOSEF SINGER,
Hofbuchhandlung
1906.

Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg i. Els.

Meiner lieben Mutter

zugeeignet.

I.

Wie ein wüster Traum liegen die letzten Tage von Port Arthur hinter mir. Ich hätte nicht gedacht, daß ich in unserem zwanzigsten Jahrhundert noch einen wirklichen Krieg erleben würde. Damals, als der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich die Gemüter erregte und vor 34 Jahren Sedan fiel, da war ich noch in dem zarten Alter, wo man am Arm der Wärterin noch nichts von den Meinungsverschiedenheiten der Völker ahnt, wo man vergnüglich in die Händchen patscht,



Hafen von Port Arthur.

wenn die Truppen mit blitzenden Helmen und klingendem Spiel am Fenster vorbeimarschieren. Aufgewachsen unter der friedlichen Regierung, deren sich Deutschland seit jenem Siegeszug rühmen kann, erschien mir der Gedanke eines Krieges in unserer Zeit von jeher als etwas Unwahrscheinliches und gänzlich Fernliegendes.

Mein Wandertrieb führte mich vor zwei Jahren nach dem fernen Osten, nach Port Arthur, wo für den unternehmenden Kaufmann mit

guten Sprachkenntnissen (wozu in erster Linie das Russische, dann aber englisch und deutsch gehört) der Existenzkampf noch leichter und lohnender ist, als daheim im Vaterlande. Ich durchquerte Rußland, Sibirien und die Mandschurei auf dem größten aller Schienenwege, der sibirischen und ostchinesischen Bahn, und war bald mitten in dem lebhaften Getriebe eines außerordentlich interessanten internationalen Handelsplatzes, der im Zeichen raschen Aufblühens stand und wo das Geld rollte. Freilich, schön kann Port Arthur selbst von dem größten Optimisten nicht genannt werden. Wenn auch Berge die große Bai mit der schmalen Einfahrt umrahmen, wenn auch der Blick von der Höhe weit auf den Ozean und die lang hingestreckte Stadt schweift, so ist es doch grauenvoll öde rings umher, kein Baum, keine anmutigen Wiesenflächen erfreuen das Auge des Naturfreundes, überall die nackten Berge und die Forts mit den dräuenden Geschützen, und wehe, wenn der ahnungslose Spaziergänger die Tafeln übersieht, die die Annäherung in das verbotene Festungsgebiet untersagen, oder gar mit einem Photographen-Apparate zu weit vordringt!



Chinesischer Waschmann.

Und doch hatte das Leben in Port Arthur einen gewissen Reiz. Das lebhaft pulsierende Gesellschaftstreiben benahm jeden Raum zu überflüssigen Gedanken und die Sehnsucht nach dem fehlenden europäischen Komfort. Man wohnte in elenden chinesischen Hütten (Fansen), die mehr oder weniger notdürftig hergerichtet waren, um Schutz gegen Regen und Kälte zu gewähren, man nahm es humoristisch, wenn im Winter bei beißender Kälte der kleine eiserne Ofen ganz polizeiwidrig rauchte oder wenn man bei Regenwetter in dem unergründlichen Schmutze der ungepflasterten und schlecht beleuchteten Straßen seine Galoschen verlor. Große Firmen und Warenmagazine betrieben ihre Geschäfte in den unmöglichsten Lokalen, welche wahre Muster von Raumökonomie darstellten, und doch murrte niemand, denn jeder wußte, daß alles dies ja nur vorübergehend wäre. In der neuen Stadt am Westende der Bai wuchsen die schönsten Gebäude wie Pilze aus der Erde, die allem Mangel an Raum und Komfort ein Ende bereiten sollten.

Bisweilen schwirrten Gerüchte in der Stadt umher, daß es mit den

Beziehungen zwischen Rußland und Japan schlecht stände. Schon vor 1½ Jahren wurde von der Möglichkeit eines Krieges gesprochen, aber es ereignete sich nichts, und die Geschäfte nahmen ihren gewöhnlichen Lauf. Im Herbste 1903 wurden die Gerüchte stärker und hartnäckiger, man sprach von großen Rüstungen, welche die Japaner daheim machten, aber da die militärischen und Verwaltungsbehörden so fest von der Fortdauer des Friedens überzeugt waren, beruhigten sich die Kaufleute vollkommen und die wenigsten dachten daran, die Möglichkeit eines Krieges in den Bereich ihrer Spekulationen zu ziehen.



Soldaten am Sonntag in den Straßen von Port Arthur.

Aber plötzlich waren sie da, die Japaner, und griffen in der Nacht des 10. Februar 1904 die russische Flotte an, die nichtsahnend auf der Reede lag, um gleich am folgenden Morgen die Stadt zu bombardieren und die Einwohner von Port Arthur gründlich aus ihrer Ruhe aufzuschrecken.

Die Folge der Ereignisse seit jener denkwürdigen Nacht sind bekannt. Es ist wert, sie persönlich miterlebt zu haben. Die wenigen Granaten, welche die Japaner damals in die Stadt sandten, hatten genügt, die Zivilbevölkerung in panischen Schrecken zu versetzen. In Haufen flohen die Chinesen in die Berge, um erst nach und nach wieder zum Vorschein zu kommen; die Europäer, meistens Russen, stürmten die Züge der Eisenbahn, um in vollgepfropften Waggons die Stätte des Schreckens hinter sich zu lassen. Die Szenen, die sich auf den Bahnhöfen in Port Arthur, Nangalin und weiterhin in Harbin und Manchuria abgespielt haben, spotten jeder Beschreibung. Es entbehrte nicht einer gewissen Tragikomik, Leute aus besseren Ständen zu beobachten, die mit Frau und Kindern, nur mit dem notdürftigsten Gepäck versehen, ohne jede Überlegung in die winterliche Kälte hinausfuhren.

Ich beschloß fürs erste in Port Arthur zu bleiben und ruhig den Gang der Ereignisse abzuwarten. Da nach diesem ersten Angriffe der Japaner in den nächstfolgenden Tagen alles ruhig blieb, so nahm die

Stadt bald — wenigstens äußerlich — ihr gewohntes Gepräge an. In den Läden wurde wie gewöhnlich gehandelt, in den Kontoren nahm die tägliche Beschäftigung ihren Fortgang, und nur an dem unruhigen militärischen Getriebe, den Zeitungen, den Verordnungen des Festungskommandanten, merkte man, daß es Krieg sei. Auch ich versuchte, meinen täglichen Geschäften nachzugehen, aber ich fühlte, daß es damit vorbei war und daß sehr bald der Zeitpunkt eintreten würde, wo es nichts mehr zu tun geben würde. Ich faßte daher den Entschluß, nach Ordnung meiner Angelegenheiten von Port Arthur abzureisen, mich jedoch damit nicht zu übereilen.


Port Arthur: Blick vom Wachtelberge auf den Goldenen Berg.

Nicht allzu lange erfreuten wir uns der Ruhe in Port Arthur. Wir erlebten einige kleinere Angriffe, die aber nur Vorspiel waren. Mehrfach versuchten die Japaner, nachts durch Brander die schmale Hafeneinfahrt zu sperren, die jedoch durch die Forts und die Wachtschiffe der Russen erfolgreich verteidigt wurde, wobei es immer eine heftige Schießerei und nächtliche Ruhestörung gab. Schließlich aber hörte es doch auf, Spaß zu sein.

Eines Morgens, es war in der vierten Kriegswoche, erschienen japanische Kriegsschiffe auf der Reede von Port Arthur und in der Taubenbucht (Golubinaja Buchta) und bombardierten die Stadt, als gelte es, keinen Stein auf dem andern zu lassen. Diesmal richtete sich das Feuer hauptsächlich auf die neue Stadt, wo mehrere Gebäude stark beschädigt und etwa ein Dutzend Menschen getötet wurden. Auch meine Wohnung war den feindlichen Granaten zum Opfer gefallen, und bedauernd stand ich vor den Trümmern meines Mobiliars. So quittierte ich gewissermaßen für die wunderschöne Aussicht, die ich immer von meinen Fenstern aus genossen; denn das Haus stand frei auf dem Berge, eine prachtvolle Zielscheibe für die japanischen Geschosse. Mit dem Reste meines Mobiliars und sonstigen Habe zog ich in die geschütztere Chinesenstadt, mich selbst installierte ich in dem Comptoir, das doch in dieser Zeit seinen eigentlichen Zweck verfehlte.

II.

Am 21. März 1904 verließ ich Port Arthur ohne bestimmtes Reiseprogramm. Ich sehe noch vor mir die kalte unwirtliche Nacht, als ich um die Mitternachtsstunde durch die stockdunkeln Straßen von Port Arthur mit meinem wenigen Gepäck zum Bahnhofe fuhr, wo das einzige Licht die elektrischen Scheinwerfer waren, die von den Küstenforts nach feindlichen Schiffen ausspähten. Mehrfach von nächtlichen Patrouillen angerufen, langte ich mit meinen beiden Rickshaws endlich an meinem Ziele an und installierte mich in einem jämmerlichen Abteil zweiter Güte mit dem Gedanken an eine längere Fahrt, zunächst jedoch mit Billet nach Newchwang. Daß man in Kriegszeiten nicht so prompt reist, wie im süßen Frieden, darauf war ich vollkommen gefaßt, und so schickte ich mich stoisch in die Fahrgeschwindigkeit, gegen welche eine deutsche Sekundärbahn der wahre Orient-Expreß ist. In sanfter Ruhe verschlief ich den vierstündigen Aufenthalt in Nangalin. Mit erschreckender Langsamkeit kroch der Zug weiter, und ich malte mir die Gefühle meiner Reisegefährten aus, welche in diesem Tempo dem europäischen Rußland zustrebten, aber uns alle versöhnt der tröstliche Gedanke, daß es jetzt herausgehe aus dem Bereiche der nichtswürdigen japanischen Granaten in die Sicherheit geordneter Verhältnisse. Trotzdem war der fünfstündige Aufenthalt in Wa-Fan-Djan, wo wir mehrere Militärzüge vorbeilassen mußten, nicht grade sehr ergötzlich.



Japanische Zuschauer bei der letzten Parade in Port Arthur.

Gegen 9 Uhr abends langten wir in Taschischao an, wo sich die kurze Zweigbahn nach Inkau (Newchwang) abzweigt, und mit Freuden vernahm ich, daß wir bereits um 2 Uhr Nachts weiterfahren konnten. Das war soweit ganz tröstlich, umsomehr, als sich auf der Station ein manierliches Büfett befindet, wo ich um einen angemessenen Preis eine Kohlsuppe und ein gutes Wiener Schnitzel bekam, die meinem leeren Magen zu dem nötigen Bettgewicht verhalfen. Auf dem Bahnhof herrschte

ein kriegerisches Treiben. Der Wartesaal war voll von Offizieren, die sich beim Sekt das Leben verschönerten, das hier in der Mandschurei im Winter bei Kriegszeiten grade kein Vergnügen ist. Andere lagen auf dem Boden und schliefen, während draußen die Soldaten bei ihren spärlichen Lagerfeuern froren.

Nach vollendetem Abendbrote und traulicher Zwiesprache mit einigen Bekannten, suchte ich meinen Zug auf, der auf dem zweiten Gleise stand, und erwischte grade noch eine untere Bank, auf der ich mich ausstreckte, ungeachtet der chinesischen Gentlemen, die dasselbe Reiseziel hatten und die durch ihren penetranten Knoblauchgeruch nicht zur Verbesserung der Atmosphäre beitrugen. Doch was tut der Mensch nicht



Chinesische Rickshaws.

alles, wenn er nur nicht zu Fuß zu gehen braucht. Allerdings wäre ich schneller nach Inkau gekommen, wenn ich die 22 Kilometer zu Fuße gegangen wäre; denn als ich in der Morgenfrühe erwachte, standen wir noch auf demselben Flecke auf dem zweiten Geleise in Taschischao.

Endlich nahm auch diese Reise ein Ende, und gegen 8 Uhr morgens erreichte ich den Bahnhof von Inkau, die Grenzstation des russischen Okkupationsgebietes. Die Stadt Newchwang liegt etwa 5 Kilometer vom Bahnhofe entfernt, und zur Beförderung dienen chinesische Karren, wie sie schon vor tausend Jahren in China üblich waren, schwere zweirädrige Wagen ohne Federn mit einem runden Häuschen darüber. Rasch hatte ich mich und meine sieben Sachen in zwei solcher Karren verladen und steuerte dem Gasthause zu. Es war ein bitter kalter Morgen, der Boden

war fest gefroren, und bei jeder Unebenheit des Weges — und der Weg bestand nur aus Unebenheiten — wurde mein Inneres wehmutsvoll durchgestuckert, während meine Füße langsam zu Eisklumpen wurden, sodaß ich es schließlich vorzog, neben meinem Karren herzulaufen.

III.

Newchwang machte einen besseren Eindruck auf mich, als ich erwartet hatte, wie überhaupt alle chinesischen Städte durch ihre räumliche Ausdehnung und Bevölkerungszahl überraschen. Die Stadt liegt lang hingestrekt an dem großen Liao-Flusse, der damals noch fest zugefroren war, obwohl der Eisgang nahe bevorstand. Etwas oberhalb der Stadt lag das russische Kanonenboot „Sivoutsch“ im Eise eingefroren, und man sagte sich, daß die Japaner sofort nach dem Aufbrechen des Eises nach Newchwang kommen würden, um das Boot abzufassen. Das Hotel „Zur Stadt Mandschuria“ machte einen leidlich zivilisierten Eindruck, wenigstens ließ der Preis von 8 Rubeln für das Stübchen nichts an Höhe zu wünschen übrig, aber was will das sagen bei dem Gefühle des Komforts und der Sicherheit, das mich überkam, als ich in meinem Zimmer duftigen Tee trank und meine Füße an dem warmen Ofen allmählich wieder auftauten.

Da ich den Morgenzug auf chinesischer Seite nunmehr verpaßt hatte, so mußte ich den Tag über in Newchwang bleiben, und das war gut, denn mit meinem russischen Gelde hätte ich mir kein Billett kaufen können. Ich benutzte den schönen Tag, um mir die Stadt anzusehen und einen Bekannten aus Port Arthur aufzusuchen, der dort bei der Filiale der Russisch-Chinesischen Bank angestellt ist. Durch seine Protektion konnte ich 100 Rubel in chinesisches Kleingeld umwechseln und bekam es zu dem anscheinend günstigen Kurse von 107 mexikanischen Dollars. Jedenfalls fühlte ich mich sehr reich, als ich ein halbes Pud Silber mit mir herumschleppte. Im Hotel wollten mir die Räuber nur 85 Dollars für 100 Rubel geben, während zu normalen Zeiten der Kurs etwa 117—120 ist.

In Newchwang wimmelte es von Zeitungsreportern, die mit Kamera und sonstigen Kriegsutensilien herumliefen. Ein Bekannter von mir hatte vor einigen Tagen einen Dummen zu fassen gekriegt, der ihm für ein Interview, wobei er dem Reporter eine halbe Stunde lang die haarsträubendsten Geschichten vorerzählte, einen Preis von 500 Rubeln bewilligte. Mich fragte leider keiner aus, vielleicht dachten sie, ich wäre selbst ein Reporter.

Am nächsten Morgen, als noch die Sterne am Himmel blinkten, überschritt ich das Eis des Liao-Flusses, vor mir her der Kuli, der auf einem kleinen Handschlitten mein Gepäck zog. Es war köstlich, durch den klaren frostkalten Morgen über das Eis zu wandern. In der Luft lag die erste Ahnung des kommenden Frühlings, und mein Kuli weissagte mir, daß das Eis in ein bis zwei Tagen aufbrechen müsse. Ab

und zu empfahl sich ein Gepäckstück von dem Handschlitten, das ich sorgsam wieder auflas. In etwa einer halben Stunde waren wir auf dem anderen Ufer.

IV.

Der Bahnhof auf chinesischer Seite liegt dicht am Flusse. Europäer können nur erster Klasse fahren, was bei der Billigkeit der Fahrpreise keine Portemonnaie-Strapaze ist. Die erste Klasse hat geschweifte Holzbänke und einen eisernen Ofen, ähnlich wie Pferdebahnwagen zu Hause. Die Züge fahren nur am Tage. Stationsbeamte, Schaffner, Bremser, alle sind Chinesen. Als ich an den Billettschalter kam, da wurde ich der Kalamität der chinesischen Geldwährungsfrage gewahr. Beladen mit meinen 20 Pfund in kleinem Gelde, verweigerte man mir einfach das Billett, da man nur mexikanische Silberdollars oder chinesische Banknoten nimmt, und wäre nicht mein Freund Tifontai, der größte chinesische Kaufmann aus Port Arthur, mein Retter in der Not gewesen, ich weiß nicht, ob ich eine Fahrkarte bekommen hätte. So aber ging alles glatt, Tifontai oder Nikolai Ivanowitsch, wie er seit seiner Bekehrung zum russischen Glauben getauft ist, händigte mir freundlich lachend mein Billett ein: „Nu choroscho, nje bespokoitjes.“ (Es ist gut, machen Sie sich keine Kopfschmerzen mehr).



Chinesisches Kaufhaus.

Die Fahrt war trotz der harten Bänke und trotz des Fehlens eines Büfettes (worauf wir übrigens vorbereitet waren) ganz angenehm. Der Zug rast — ganz im Gegensatz zu der mandschurischen Bahn — und auf den Stationen entwickelten sich so bunte Bilder echt chinesischen Lebens, daß man nicht genug hinschauen konnte.

Sehr malerisch sind die Bahnhofswachen aus chinesischem Militär, große stramme Kerls in schwarzen Turbanen mit Gewehren. Höchst originell ist die chinesische Sitte, auf den Stationen, wo der Zug hält, am Ende des hintersten Wagens Feuerwerk abzubrennen, was den Zweck hat, die bösen Geister zu bannen. In unserem Wagen befand sich

ein älterer distinguierter Chinese, der kein Englisch sprach. Ein Begleiter von ihm sagte mir, daß der alte Herr längere Zeit bei der chinesischen Gesandtschaft in Madrid gewesen sei, und bald entspann sich zwischen uns beiden eine lebhafte Unterhaltung in der Sprache der Hidalgos. Jedenfalls erschien es mir originell, mit einem alten chinesischen Würdenträger mit spärlichem Zopf und prächtigen seidenen Gewändern spanisch zu sprechen. An Proviant auf der Reise mangelte es nicht. Bald packten wir unsere Konserven und Biscuits aus, wozu uns das Zugfactotum soviel Tee lieferte, als wir zu trinken begehrten. Der alte Tifontai kaufte auf jeder Station frisch gekochte Eier, Birnen etc. und nötigte uns unaufhörlich zum Essen. Dazu standen uns die gefüllten Zigarettenschachteln aus seinen eigenen Magazinen zur freien Verfügung. Der Mann ist ein Original. Man stelle sich einen kleinen dicken Chinesen vor, aus dessen feistem Gesichte zwei schlaue, gutmütige Schlitzäuglein lächeln, dazu ein dünnes Schnurrbärtchen, wie es die älteren Chinesen tragen. Tifontai ist einer der größten und unternehmendsten Kaufleute in ganz Mandschurien, der große Magazine in Port Arthur, Dalny, Liaojan, Harbin und Chabarowsk hat und eine Anzahl Europäer beschäftigt, denen er zum Teil sehr anständige Gehälter zahlt. Seine Frau ist eine Russin, mit der er zwei Kinder hat, welche er in St. Petersburg erziehen läßt und dafür ein Heidengeld ausgibt. Sehr interessant und humoristisch erzählte er mir von einer Reise nach Paris, die er vor einigen Jahren unternommen hatte, wobei ihm die Franzosen in der liebenswürdigsten Weise das Geld abknöpften.

Die Gegend, die wir durchfuhren, ist ganz flach und bietet kein Interesse. Bemerkenswert waren die Unmassen von wilden Gänsen, die nach Norden zogen, ein Paradies für Jäger. Abends gegen 7 Uhr erblickten wir ein Stück von der berühmten großen chinesischen Mauer, gleich darauf lief der Zug in Shanhaikuan ein, wo wir in dem sauberen und gemütlichen Railway-Hotel gastliche und komfortable Aufnahme fanden. Im Billardzimmer traf ich einige deutsche Offiziere von der China-Besatzungstruppe, die eine Partie spielten. Rasch wurde ich mit den Herren bekannt, und so verlebte ich noch einige gemütliche Stunden im Kreise liebenswürdiger Landsleute, mich wieder an den Klängen der Muttersprache erlabend.

Früh um ½6 Uhr weckte mich der chinesische boy, rasch wurde gefrühstückt und zum Bahnhofe gegangen, diesmal mit gangbarem Gelde versehen. Das Leben auf der Station war noch bunter und internationaler, als am Tage zuvor. Da sah man deutsche, österreichische, englische, französische, russische, italienische und japanische Soldaten alle friedlich bei einander. Ich fragte einen russischen Infanteristen, wie sie sich mit den japanischen Besatzungssoldaten vertragen, worauf er mir sagte, daß nur sehr wenige Russen dort zurückgeblieben seien, der Rest zum Kriege einberufen wäre. Die Japaner benehmen sich im übrigen sehr korrekt.

Die Deutschen harmonieren am besten mit den Franzosen, unter denen sich viele Elsässer befinden, welche deutsch sprechen.

Also Billett hätten wir, jetzt hinein in den Waggon, der diesmal ein komfortabler Pullmancar mit Restauration etc. ist. Gepäck, soviel man mitnehmen will, findet gratis Unterkunft im Bagagewaggon. Im Speisewagen sitzen zwei von den deutschen Offizieren, mir gegenüber ein japanischer Offizier. Ich vertiefe mich in die Lektüre einer Zeitschrift,



Auf der Fahrt nach Tientsin. Vorn Tifontai.

als plötzlich der japanische Offizier mich in einem schauerlichen Französisch anredet:

„Est-ce que vous parlez français, Monsieur?“

„Mais oui.“

„Vous venez donc de Port Arthur?“

„Oui, Monsieur.“

„Est-ce que vous étiez longtemps à Port Arthur?“

„Oui, assez longtemps.“

(Gespannt harrte ich der Dinge, die da kommen sollten, und die beiden deutschen Offiziere hörten andächtig zu.)

„Dites donc, le Général Alexiejeff, est-il encore à Port Arthur?“

„Mais, mon cher, vous voulez savoir trop.“ —

Worauf der japanische Offizier den Speisewagen verließ und für den Rest der Fahrt nicht mehr gesehen ward. Die deutschen Offiziere lächelten vergnügt.

Das Wetter, das am Tage zuvor noch winterlich stürmisch gewesen, war prächtig warm geworden, und die Fahrt verlief sehr angenehm. Auf den Stationen überall dasselbe bunte internationale Treiben. Im Speisewagen wurde ein gutes Tiffin serviert, wozu uns der alte Tifontai hinterrücks eine Flasche Wein an den Tisch sandte, welche abzulehnen, eine grobe Verletzung des chinesischen Gefühls der Gastfreundschaft gewesen wäre. Um 4 Uhr nachmittags lief unser Zug in Tientsin ein, wo auf dem Bahnhofe ein sinnverwirrendes Leben und Durcheinander herrschte. Der dicke chinesische Portier vom Astorhouse-Hotel, das Original eines chinesischen Hotel-Friedrichs, nahm uns in Empfang und sorgte mit großer Energie und Umsicht dafür, daß wir samt unserem Gepäck richtig in den offenen Hotel-Omnibus gelangten, mit dem wir alsbald in die gastliche Herberge fuhren, eines der schönsten und größten Hotels des Ostens, das ganz unter deutscher Leitung steht.

V.

Tientsin am schmalen Pei Ho-Flusse gelegen, der aber mit der Flut vom Meere bis zur Stadt selbst für größere Dampfer schiffbar ist, zählt zu den bedeutendsten Handelsplätzen Nord-Chinas und hat eine sehr große und schöne Europäerstadt, in der sich alle fremden Geschäfte befinden und ca. 2—3000 Europäer wohnen. Die Straßen sind peinlich sauber, gut chaussiert mit schönen Gebäuden, Parks, Klubs etc., und es läßt sich in Tientsin ganz angenehm leben, wenn auch im Sommer die große Hitze und die häufigen Staubstürme nicht grade angenehm sind. Einstweilen aber gab es nichts von beiden, sondern vom Himmel lachte die erste Frühlingssonne, als wollte sie unsere verschüchterten Port Arthur-Herzen von neuem beleben und erfreuen. Die Stadt hat die verschiedensten „Settlements“ oder Konzessionen, die größte ist die englische, daran grenzend die französische, deutsche und japanische, dicht am Bahnhof liegt das russische Settlement. Originell ist die Benennung einiger Durchgangsstraßen, wovon eine beispielweise auf englischem Gebiete Dickinson Road, etwas weiter auf deutschem Gebiete „Deutsche Straße“, dann weiterhin „Rue de la Paix“ heißt.

In dem prächtigen Astor-Hause, das gegenüber dem Stadtpark mitten in der Europäerstadt gelegen ist, war ich gut aufgehoben, und nie werde ich die dortige gute deutsche Küche vergessen. Der Koch ist ein Chinese, der, von der Frau des Geschäftsführers angelernt, die Speisen so großartig nach deutschem Geschmack bereitet, daß selbst eingefleischte Engländer nicht umhin können, die Kost zu loben. Die Preise sind nicht übertrieben teuer und variieren für Wohnung und Essen von 12 bis 18 Mark pro Tag. Einen wundervollen Eindruck machte auf mich eines Abends das „Musical dinner“, wozu die Herren im

Frack und die Damen in Balltoilette erschienen. Der große Saal war wundervoll dekoriert, die Speisen auserlesen. Die Musik lieferte die Kapelle der deutschen Besatzungstruppen in Uniform. Auf mich, den in Port Arthur der Kultur Entwöhnten, machte das Ganze einen hervorragend guten Eindruck.

Tags darauf unternahm ich einen Ausflug in die Chinesenstadt, die aber hinter meinen Erwartungen betreffs Originalität zurückblieb. Es gibt zwar dort eine Anzahl sehr reicher chinesischer Magazine, aber die Straßen sind meistens europäisch angehaucht, nachdem in dem Boxerkriege die Chinesenstadt zum Teile zerstört worden war. Überhaupt zeigt Tientsin viele Spuren von der Beschießung im Jahre 1900, gegen welche die Beschädigungen von Port Arthur, soweit ich sie bis dahin gesehen, nicht aufkommen können. Einige anregende Stunden verlebte ich unter Landsleuten im deutschen Klub in Tientsin.

Da die Reise nach der Haupt- und Wunderstadt Peking (sprich Pei-djin, das heißt die Hauptstadt des Nordens) nur drei Stunden Eisenbahnfahrt erfordert, so wollte ich die Gelegenheit, sie zu sehen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und ich habe meinen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Meine Sachen ließ ich im Astor-Hause in Tientsin und dampfte am Sonnabend den 26. März um 4 Uhr ab. Gleich hinter der Stadt sieht man eine riesige Anzahl von kleinen Hügeln, unter denen die zahllosen Opfer aus dem Boxerkriege begraben liegen. In dem Speisewagen — es ist derselbe Zug, mit dem ich von Sanghaikuan nach Tientsin kam — herrscht viel Leben und rege Unterhaltung. Der Direktor vom Astor-Hause fährt auf die Gänsejagd und gibt interessante Jägererlebnisse zum besten. Dabei erfahre ich, daß die Chinesen die Hasen mit dressierten Habichten fangen, und daß es dem Erzähler besonderen Spaß macht, diese jagdwidrigen Habichte wegzuschießen. Zwei sehr distinguierte Chinesen mit tadellos geschorenen Köpfen und schönen Zöpfen, augenscheinlich der Diplomaten-Aristokratie angehörig, lassen sich Kaffee und Kuchen geben und lesen dabei ihren chinesischen Roman — tout comme chez nous. Ein junger französischer Ingenieur macht einer niedlichen Engländerin angelegentlichst die Cour und versteigt sich sogar zu Sekt. Die Landschaft ist sehr öde und sandig, und nichts deutet darauf hin, daß man sich der Hauptstadt des chinesischen Riesenreiches nähert. Es ist ungefähr dasselbe, als wenn man durch die sandige Mark fährt und in die Nähe von Berlin kommt.

Allmählich taucht eine graue, endlos lange Mauer auf, an der wir entlang fahren, wir passieren ein großes Tor, fahren ein Stück an einer zweiten Mauer entlang — und sind in Peking. In den Straßen nahe der Bahn sieht man Chinesen, die, den Zug für einen bösen Geist haltend, Tücher und Laternen schwenken. Zur Rechten erscheint noch ein Tor mit den charakteristischen chinesischen Wachttürmen und gleich darauf halten wir auf der Station Peking.

VI.

Ich habe auf meinen vielfachen Reisen und Streifzügen manche fremde Stadt gesehen, aber nie eine so absonderliche und originelle, wie Peking. Jeder Schritt enthüllt ein neues Motiv für die Camera, und das Leben und Treiben auf den Straßen spottet jeder Beschreibung.

Da das „Hotel du Nord“ dicht an der Station liegen sollte, so nahm ich mir einen Kuli, der mein Gepäck trug, und ging zu Fuß, um den ersten Eindruck der fremden Stadt auf mich wirken zu lassen. Es war aber eine gehörige Strecke, und es scheint, als wenn die Pekinger große



Straße in Peking.

Entfernungen gewöhnt sind. Wir durchschritten zunächst des Gesandtschaftsviertel, wo sich vor vier Jahren die bekannte Belagerung der fremden Gesandtschaften abgespielt hat, kamen an der Waldersee-Kaserne mit deutschen Posten vorbei, ferner an dem Ha Ta Moenn-Tore, in dessen Nähe unser Hotel liegt, das im Gegensatze zu dem palastartigen Astorhause in Tientsin, aus einem Gewirre von chinesischen Häusern und einem Labyrinth von Höfen besteht, die an sich einen ganz eigenen, gemütlichen Eindruck machen. Das Hotel wird von einem Schweizer geleitet, ist peinlich sauber und das Essen gut.

Gleich nach dem dinner unternahm ich einen Orientierungsspaziergang, der Dunkelheit wegen immer grade aus. Ich sah indessen nichts Besonderes, da es in Peking kein Nachtleben gibt, wie in Shanghai und

Kanton. Später im Hotel war es recht „kleinstädtisch“, was auf eine geringe Anzahl von Fremden deutet, ich machte jedoch die Bekanntschaft eines jüngeren Beamten von der deutschen Gesandtschaft, der mir interessante Mitteilungen über das Leben in Peking machte und mir einige Sehenswürdigkeiten nannte, nach denen ich mir ein Programm für den folgenden Tag zusammenstellen konnte.

Am folgenden Morgen lag ein dichter Nebel über der Stadt, und meine Hoffnung, fleißig zu photographieren, war recht niedergedrückt. Trotzdem nahm ich meine Camera und ging nach dem benachbarten Ha Ta Moenn-Tore, von wo aus man auf der Stadtmauer spazieren gehen kann, und einen weiten Blick über die Stadt hat. Unten lag ein Trupp Kamele, die sich unter ihrer schweren Last ausruhten. Oben traf ich einen deutschen Soldaten auf Posten an einem Proviantmagazin, mit dem ich eine längere Unterhaltung anknüpfte. Er diente schon im vierten Jahre und hatte die China-Medaille. Der Dienst in China sei angenehm und interessant, doch zöge er Tientsin vor, wo mehr Leben und Geselligkeit herrsche, als in Peking. Er klärte mich auch über die Witterungsverhältnisse auf und meinte, daß, wenn es bis 10 Uhr nicht hell würde, der Nebel wohl tagüber anhalten werde. Aber das Glück begünstigte mich: es wurde lichter und um 10 Uhr durchbrach die Sonne leuchtend das graue Gewölk, die Landschaft bekam Farbe und Leben.

Also keine Zeit verloren! Am Hotel nahm ich eine Rickshaw mit zwei Kulis, die in Peking überaus billig sind, und fuhr die lange Kettlerstraße entlang gegen Norden. Nicht lange war ich gefahren, da bot sich der malerischesten Szenen und Straßenbilder eine solche Fülle, daß mein photographisches Herz vor Freuden hüpfte und meine Camera reichlich zu tun bekam. Ich will es nicht unternehmen, das Straßenleben in Peking zu beschreiben, die Fülle der originellen Bauten, die hier gewöhnliche Wohnhäuser sind, die malerischen Torbögen und Gäßchen, alles gedrängt voll von einem unglaublichen Menschengewimmel. Ja, das ist China, wie man es in den Bilderbüchern immer gesehen hat und das man sich doch nicht vorstellen kann, wenn man es nicht gesehen hat! Gegen meine photographischen Bestrebungen verhielt sich das bezopfte Publikum merkwürdig freundlich. Jedesmal, wenn ich meinen Apparat aufstellte, sammelte sich im Nu eine Masse Menschen um mich herum, die mir aber durchaus nicht hinderlich waren und nicht, wie ich es in Chefoo erlebt, ängstlich davonliefen, wenn sie merkten, daß ich sie abkonterfeien wollte. Eine Plage bildeten die zahllosen Bettler, meist gräßlich filzig und verstümmelt, darunter viele Leprakranke, die mit einer zähen Beharrlichkeit hinter mir herliefen.

Mein Ziel war der berühmte Lamatempel, den wir — immer in derselben Richtung fortfahrend, den Aufenthalt unterwegs nicht gerechnet — in einer Stunde erreichten, so riesengroß ist die Stadt. Der Tempel-

komplex ist sehr weit angelegt und sauber gehalten. Wie alle chinesischen Tempel, besteht auch dieser aus einer Masse von Höfen und einstöckigen Gebäuden mit den geschweiften Dächern. Hier waren es die herrlichen Torbögen und stellenweise sehr hübschen Löwenstatuen aus Bronze, die dem Ganzen ein reiches, besonderes Gepräge gaben. In dem allerletzten Tempel steht die Riesenfigur des Buddha, eine etwa 40 Fuß hohe, recht einfältig aussehende Statue. Von Heiligkeit ist in dem Tempel wenig zu spüren, dagegen hat sich unter den Lamapriestern ein schwunghafter Fremdenkultus ausgebildet, die es famos verstehen, auf Trinkgelder zu reisen, wobei sie gern den Trick anwenden, daß, wenn der Fremde ihnen ein 10- oder 20-Cents-Stück gegeben, sie es schnell gegen ein falsches Stück umtauschen und dem Besucher klar machen, daß er es gegeben hätte. Der Fremde greift dann in der Regel entschuldigend in seine Tasche, um den Irrtum wieder gut zu machen. Falsches Geld kursiert in unglaublichen Mengen.



Peking: Lamatempel.

Immerhin ist die Tempelanlage — ganz in goldgelb gehalten — sehr hübsch und sehenswert, und die Ruhe nach dem Getümmel der Straße wirkt wohltuend. Die Lamapriester mit ihren kahlgeschorenen Köpfen und langen grauen Mänteln sind harmlose, freundliche Leutchen.

Wieder im Hotel angelangt, sah ich den ganzen Hof voll von chinesischen Händlern, die den Fremden Stickereien, Bronzen, Bilder, Cloisonné-Vasen anboten, bezüglich ihrer Preise jedoch eine solche Unverfrorenheit entwickelten, daß sie wenig Gegenliebe fanden. Überhaupt bietet Peking wenig in dieser Beziehung, wenn man nicht einen guten Führer hat, der die richtigen Bezugsquellen kennt.

Den Nachmittag widmete ich dem Himmelstempel, dem Glanzpunkte von Peking. Meine Rickshaw-Kulis, die ich am Vormittag weit über ihre Taxe bezahlt hatte, warteten schon auf den zahlungsfähigen Weiwo (Fremden), um ihn vom Fan Dien (Hotel) nach dem Tien Dien (Himmels-

tempel) zu bringen. Das Wetter war herrlich. Diesmal führte der Weg an den Gesandtschaften vorbei, die jetzt schon zum größeren Teil in schönen aristokratischen Gebäuden untergebracht sind. Vor der französischen Gesandtschaft sah ich neben dem Wachtposten 2 Chinesen im Kang stehen, d. h. jeder von ihnen hatte einen großen hölzernen Kragen um den Hals, worauf in chinesischer Schrift die Geschichte ihres Verbrechens geschrieben stand. Beim Essen soll ein derartiger Kang nicht sehr bequem sein. Wir Europäer in China finden anfangs die Strafmethoden grausam und veraltet, aber wer längere Zeit im Lande gelebt und erfahren hat, was für verstockte Bösewichter diese Mongolen sind, der wird verstehen, daß die Strafen hart und vor allen Dingen öffentlich sein müssen, damit die anderen gewarnt und abgeschreckt werden.

Weiterhin durchfuhren wir ein Tor der Stadtmauer, dann über eine malerische Brücke und traten nun in die belebteste Verkehrsader, sagen wir „die große Straße" ein. Dieselbe ist breit, von beiden Seiten von Läden besetzt, vor denen auf der Straße noch eine Menge Kleinhändler sitzen, die den ganzen „Bürgersteig" versperren. Der Verkehr in Rickshaws, Sänften, zu Fuß und zu Pferde flutet durch die Mitte, die, mit großen Quadern gepflastert, einst wohl eine ideale Straße für die chinesischen Kaiser gewesen, wenn sie nach dem Himmelstempel wallfahrteten, jetzt aber sich in traurig vernachlässigtem Zustande befindet. Überall zwischen den Quadern befinden sich breite Risse, und es war wirklich wunderbar, wie meine Kulis diese Risse vermieden, indem sie fortwährend im Zickzack fuhren und dabei in den höchsten Krähtönen die Passanten warnten. Überhaupt sind die Geräusche auf den Straßen Pekings ganz besonderer Art, das kreischt und schreit von allen Seiten in allen Tonarten. Putzig anzuhören sind die Manufakturwarenhändler, die in ihren Buden ihre Waren aussingen, wie etwa bei uns zu Lande auf den Jahrmärkten die Schand- und Schauertaten des Rinaldo Rinaldini besungen werden. Mein schwaches Chinesisch reichte aus, um stellenweise den Sinn dieser Gesänge zu verstehen. Sie lobten erst das umherstehende Publikum, dann ihre Waren und prophezeiten, wie herrlich die Leute in ihren Stoffen aussehen würden.

Allmählich nahmen die Häuser ein Ende, der Weg mit den Quadersteinen wird besser, wir schwenken links ab nach einer endlos langen Mauer und halten vor einer Pforte mit Portierhaus, wo wir einen Obolus abladen müssen. Wir stehen vor der Außenmauer des Himmelstempels, der ein riesiges Areal einnimmt. Das Ganze ist eine herrliche Parkanlage von unbeschreiblicher Ruhe und Feierlichkeit, und grade diese Ruhe ist es, die bei dem Besucher einen wunderbaren unvergeßlichen Eindruck hinterläßt. Dann kommen aber noch so und so viele Vorhöfe, jeder durch Mauer und Pforte abgeschieden, an jeder steht ein bezopfter Himmelssohn mit trinkgeldheischender Gebärde. Jedesmal durchschreitet man eine Allee von schönen alten Bäumen oder eine gutgehaltene Wiese,

bis man in den innersten Hof gelangt und nun dem eigentlichen Himmelstempel gegenübersteht. Der Tempel ist kreisrund mit wundervoller in blau gehaltener Mosaikfassade und steht auf einer mächtigen kreisrunden Marmortreppe mit einer Unzahl kleiner Marmor-Obelisken. In dem Tempel selbst steht der übliche große Buddha, das Schönste aber ist die eigenartige Beleuchtung, indem das Licht von außen durch blaue Scheiben fällt und einen feierlichen exotischen Ton gibt. Und dabei diese wunderbare Ruhe!



Peking: Himmelstempel.

Nur ungern trennte ich mich von dem stimmungsvollen Bilde, durchschritt mehrere weitere Vorhöfe und kam zu einem allerliebsten kleinen Tempel mitten im Grünen gelegen mit eigenartigen Marmortorbögen. Dahinter liegt ein großartiges Marmor-Rundell, genannt „der Mittelpunkt der Erde", was auf eine rege Phantasie der chinesischen Kaiser schließen läßt, die hier kein Geld gespart haben, um das Ganze reich und würdig auszustatten. Oben auf der Plattform des „Mittelpunktes der Erde" hatten sich einige japanische Familien breit gemacht, die an der heiligen Stätte ganz ungeniert ihre Futterkörbe aufgestellt und ein reguläres Picknick veranstaltet hatten. Man lud mich ein, auch teilzunehmen. Ich versuchte ein Glas von dem japanischen Nationalgetränk Sakhe, einem Reiswein, der mir ungefähr so schmeckte, wie eine Mischung von Apfelwein und Kamillentee.

Bei der Rückkehr wurde mir das viele Torpassieren nebst Durchlaßobolus lästig, und ich erklärte meinem Führer, soweit mein schwaches

Chinesisch es gestattete, aber unterstützt von leichtverständlichen und wirksamen Gesten, daß ich keinen „Kaesch" mehr geben würde, was ich trotz heftigen Sträubens der Türhüter auch durchführte. In der großen Straße entließ ich meine Rickshaw-Kerls und streifte planlos durch die engen Seitenstraßen, die ein unbeschreiblich buntes Bild echt chinesischen Lebens und Verkehrs darboten. Dort befinden sich die größeren und reicheren chinesischen Magazine, die stellenweise mit kunstvollen Schnitzereien ausgestattet sind und einen opulenten Eindruck machen. Vor allen Läden hängen die länglichen Reklameschilder mit chinesischen Charakteren, oftmals schön vergoldet, sowie alle Arten von Laternen. Es machte mir Spaß, in eine Menge von diesen Magazinen hineinzugehen, mir die Waren anzusehen und mich nach allem Möglichen zu erkundigen. Die Verständigung erfolgt teils in gebrochenem Chinesisch, teils auf Pidjin-Englisch, jenem originellen Kauderwelsch, das weiterhin im Süden Chinas ganz allgemein verbreitet ist und nichts weiter als eine wörtliche Übersetzung aus dem Chinesischen ist, wobei die chinesische Wortfolge und gewisse chinesische Ideenverbindungen beibehalten werden. Der Fremde gewöhnt sich sehr rasch an das Pidjin-Englisch und da sich die Chinesen vom Norden (Mandarin-Chinesisch) mit denen von Ningpo und von Kanton nicht verständigen können, so dient das Pidjin-Englisch vielfach als Verständigungsmittel zwischen Chinesen untereinander. Ein originelles Erlebnis hatte ich in einem Laden in Peking. Ich sehe eine kleine Cloisonné-Vase und wende mich an einen intelligent aussehenden chinesischen Verkäufer, mit dem sich folgende Konversation entspinnt:

„My wantyee one piecee littee vase, you savee, have got topside one littee cover and bottomside belong so fashion" (entsprechende Geste), worauf mir der Verkäufer in reinstem Englisch antwortet:

„Oh, i presume, i understand perfectly well, what you want". Tableau. — Sehr originell und humoristisch sind bisweilen die Umschreibungen in Pidjin-Englisch für moderne europäische Kulturgegenstände. So ist z. B. ein Aufzug (Lift): One littee room walkee topside, by and by pullee rope walke downside. Klavier: Outside belong fighting pidjin, inside belong singsong girl. Die europäische Sitte, einen Ehering zu tragen, war einst der Gegenstand einer Unterhaltung mit einem Chinesen. Er sagte mir: Oh, i savee that pidjin (Geschäft, Angelegenheit, Sache) of Eulopeen man. Ling left hand belong „have puttee book, no have catchee", ling light hand belong: „have catchee ploper". — Bekanntlich kann der Chinese kein ‚r' aussprechen und sagt dafür ‚l'.

Im Hotel du Nord herrschte reges Leben. Schon am Morgen waren die Kadetten vom deutschen Schulschiff „Hansa" zu einem Ausfluge eingetroffen, und die jungen Leute unterhielten sich lebhaft im schnarrenden Leutnantston, wie ausgewachsene Offiziere, dabei waren es aber doch nette frische Jungens. Das Wetter war so warm, daß man auf dem Hofe des Hotels auf bequemen Stühlen lag und die balsamische Früh-

lingsluft in vollen Zügen einsog, obwohl im Zentrum der Stadt Peking die Luft sonst grade nicht die beste ist.

Am folgenden Morgen blaute wieder der schönste Himmel über der Riesenstadt. Diesmal ging der Weg in einen anderen Teil, Richtung Glockenpagode. Leider fehlte es mir an der richtigen Führung und einem gediegenen Programme, sodaß viel Zeit in unnützem Hin- und Herfahren verloren ging. Auf der Hinfahrt kamen wir an die Tore der „verbotenen Stadt", wo der „Sohn des Himmels" wohnt und niemand hineindarf. Ich wäre gar zu gern weiter vorgedrungen, da über der großen Mauer malerische Pavillons in gelb hervorragten, aber der chinesische Soldat wehrte energisch meinen Gelüsten, und ich durfte nicht einmal durch das Innere Tor gucken. Immerhin sah ich auf meiner Tour viel von dem Pekinger Straßenleben.

VII.

Früh am nächsten Morgen kehrte ich nach Tientsin zurück in dem Wunsche, daß es mir im Leben noch einmal vergönnt sein möge, Peking auf längere Zeit zu besuchen und es gründlicher und unter besserer Führung kennen zu lernen. Erst nachträglich hörte ich, daß ich unbedingt die alte Sommerresidenz des Kaisers, die gewerblichen Schulen und die Cloisonné-Fabriken hätte sehen sollen. Aber was war zu machen? In Tientsin gab es nicht mehr viel zu sehen, auch geschäftlich war dort nichts zu machen, da infolge des Krieges der Handel in Nordchina schwer darniederliegt und das Hauptabsatzgebiet, Mandschurien, gegenwärtig verschlossen ist. So packte ich meine Sachen und belegte einen Platz auf dem englischen Dampfer „Shenking" nach Shanghai.

Um 8 Uhr morgens am Donnerstag den 31. März beglich ich meine Rechnung im Astorhause in Tientsin und begab mich an Bord des Dampfers, welcher nur wenige Schritte vom Hotel entfernt am „Bund" (Uferstraße) lag. Es war ein kühler Morgen; am Quai hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, um Bekannten das Geleite zu geben. Für den englischen Konsul, der sich unter den Reisenden befand, war eine Ehrenwache von indischen Polizisten (Sihks) aufgestellt, die in ihren hohen roten Turbanen sehr malerisch aussahen.

Pünktlich um ½9 Uhr verließen wir die Jetty (Landungssteg) und dampften langsam den Peiho hinab, der etwa hier die Breite wie die Oder bei Breslau hat. Das Land ist ganz flach. Der Strom windet sich in starken Krümmungen abwärts und seine Schiffbarkeit hängt eng mit der Ebbe und Flut vom Meere her zusammen. Die große Frage war, ob wir glatt über die Taku-Bar, eine Sandbank, etwa eine Meile nach dem Ausfluß des Peiho in das Meer kommen würden, wo bei niedrigem Wasserstande Dampfer schon bis zu 10 Tagen festgesessen haben sollen.

Die Bäume waren noch kahl, aber über der Landschaft lag der

Schimmer des ersten Frühlings, verklärt vom herrlichsten Sonnenlicht. Wenn man am Ufer nicht hin und wieder chinesische Dörfer mit unzähligen Zopfträgern gesehen hätte, so hätte man meinen können, auf der Weichsel oder Oder durch das norddeutsche Flachland zu fahren.

Beim Frühstück kamen die Passagiere zusammen, etwa zwei Drittel Engländer, die übrigen Deutsche und einige Russen. Das Essen war zwar reichlich, auch wies das Menu eine Menge Gerichte auf, aber wer vom Astorhause in Tientsin gefüttert worden ist, dem behagt so leicht keine fremde, namentlich englische Schiffsküche. Gegen 2 Uhr nachmittags



Hafen von Shanghai.

waren wir in Tongku, wo nach kurzem Halt weitergefahren wurde, und eine Stunde später erreichten wir den Golf von Petschili. Das Glück war uns günstig, wir kamen glatt über die Barre, und bald war das Land und die Stelle, wo vor vier Jahre die Kämpfen um die Taku-Forts gefochten wurden, unseren Blicken entschwunden. Allmählich wurden die Passagiere mit einander bekannt, da es auf diesen kleinen Küstendampfern nicht so steif zuzugehen pflegt, wie auf dem Atlantischen Ozean. Ich machte die interessante Bekanntschaft einer deutschen Schriftstellerin, einer unternehmenden Dame, die Ostindien und Burma bereist, große Touren in das Innere dieser Länder gemacht hatte und jetzt, von Peking kommend, via Japan und Nordamerika nach Hause fahren wollte. Zu uns gesellte sich der Reisende einer großen Wiener Firma, der von den Samoa-Inseln kam, und so wurde denn in angeregter Unterhaltung der ganze Globus durchgehechelt.

Am nächsten Morgen waren wir in Chefoo, wo wir einige Stunden blieben. Ich benutzte den Aufenthalt, um an Land zu gehen und einige Bekannte aufzusuchen, denn Chefoo war mir von meinen früheren häufigen Besuchen vertraut und wegen seiner lieblichen Lage stets ein sympathischer Ausflugsort gewesen, den man auf direkter Fahrt mit dem Dampfer von Port-Arthur in 8 Stunden erreicht. Bei meinem Freunde, dem russischen Postmeister, nahm ich das Tiffin ein und verlebte einige gemütliche Stunden in dem gastlichen Familienkreise.

Beim schönsten Wetter verließen wir am Nachmittage Chefoo, welches im Sonnenscheine das ideale, ewig schöne Hafenbild darbietet.



Shanghai: „The Bund" mit der Russisch-Chinesischen Bank.

Abends liefen wir Wei-Hei-Wei an, das, soweit ich es in der Dunkelheit beurteilen konnte, sehr hübsch gelegen ist, und nun hatten wir freie Bahn nach Süden. Die Fahrt verlief angenehm bei spiegelglatter See und am Sonnabend Morgen durchfurchten wir das gelbe Wasser, das der Yang Tze Kiang viele Meilen weit ins Meer sendet, welches daher wohl den Namen des „Gelben Meeres" führt. Zahlreiche chinesische Dschunken deuteten auf die Nähe der Küste, bald erschienen am Horizonte Baumspitzen, die anfangs so aussahen, als ob sie in der Luft schwebten, aus den Baumspitzen wurden Inseln, welche allmählich näher zusammenrückten und die Ufer eines riesigen Flusses bildeten. Hier prangte alles im herrlichsten Grün, der Frühling war in vollster Entfaltung. Die Mandel- und Kirschenbäume standen in lieblichster Blüte, überall regten sich fleißige Hände. Ja, das war das Bild des süßen Friedens, und wie eine

böse Vision tauchte vor mir das winterliche Port Arthur mit Kanonendonner und zischenden Granaten auf. Eine fröhliche Zuversicht stieg in mir auf: „es muß doch Frühling werden“, auch für mich wird ein gütiges Geschick alles zum besten wenden.

VIII.

Wusung mit seinem Leuchtturm war passiert, hinter uns lagen die riesigen Postdampfer, welche den Verkehr mit Europa vermitteln, weiterhin einige fremde Kriegsschiffe, aber von friedlicher weißer Farbe; der Verkehr auf dem Wampooflusse nahm zu, rechts und links große Fabriken,



Deutsches Konsulat und Kirche in Shanghai.

Werften und Warenspeicher, dann elegante Wohnhäuser und Kontore, und Punkt 3 Uhr legte die „Shenking“ an der Jetty am french Bund in Shanghai an.

Hier herrschte ein riesiges Leben und Bewegung, und ich mußte auf mein Gepäck achten. Bald entdeckte ich den Portier vom Hotel Zentral, wo ich fürs erste abzusteigen gedachte. Dieser Mann nahm mich unter seine Fittiche, d. h. er packte mich in eine Rickshaw und versicherte mir, daß meine Sachen bald nachfolgen würden. Eine kurze Strecke ging es an der herrlichen Uferstraße, genannt „The Bund“, entlang, dann hielt mein zweibeiniges Droschkenpferd vor dem Hotel.

Shanghai (Shang = Berg, Hai = Meer, also über dem Meere) wird nicht mit Unrecht das Paris des Ostens genannt, denn in der Tat ist es die größte,

schönste und betriebsamste Stadt im fernen Osten. Die Europäerstadt, die sich um den großartigen „Bund" gruppiert, enthält architektonisch hervorragende Gebäude, worunter ich die Deutsch-Asiatische Bank und namentlich die Russisch-Chinesische Bank nenne, ist sehr groß und birgt etwa 7-—8000 Europäer. An Chinesen wohnen hier weit über eine Million Menschen, dazu kommen eine Menge Indier, Japaner, Halfcasts, worunter die Portugiesen von Macao ein bekanntes Element bilden. Unter den Chinesen gibt es sehr viele schwer reiche Leute, denen jeder europäische Luxus bekannt ist und die man oft in ihren eleganten Equipagen in den Straßen spazieren fahren sieht. Das größte und frequentierteste Hotel ist das Astorhouse. Die Shanghaier Herren verkehren jedoch meistens in



Whampoo-Quai und Opiumbote in Shanghai.

den großen und schönen Klubs ,worunter der Shanghai-Klub (englisch, die eigentliche Kaufmannsbörse), der deutsche Klub Concordia, der Masonic-Klub, in dem sich die Mitglieder der drei Freimaurerlogen treffen. Dann gibt es noch einen Race-Klub (für Liebhaber von Pferdewettrennen), mehrere Gartenklubs und unzählige andere, wo der Mensch nach englischer Sitte ißt, trinkt und wie zu Hause ist. Die meisten der Klubs haben große Billard- und Lesezimmer.

Die Hauptverkehrsader ist Nanking Road, mit schönen, meistens besseren chinesischen Magazinen, am Ende liegt das Hotel Metropol, daran schließt sich links das große schöne Gelände für die Pferderennen und sonstige Sports mit dem Race-Klub. Hier beginnt die wunderbare, von prächtigen Bäumen eingefaßte Straße „Bubbling Well Road," wo

sich die Privatwohnungen der besser situierten Europäer befinden, ein Stadtteil von Gärten und schönen Alleen mit gut chaussierten Wegen, auf denen die elegante Welt von Shanghai spazieren fährt.

Geschäftliche Umstände zwangen mich, nahezu fünf Monate in Shanghai zu bleiben, in welcher Zeit ich Gelegenheit hatte, diese interessante Stadt mit meiner Camera nach allen Richtungen zu durchstreifen und von Grund aus kennen zu lernen. Ganz besonderes Interesse bietet vom malerischen Standpunkte aus die enge winklige und — filzige Chinesenstadt, die ringsum von einer Mauer umschlossen ist und an die französische Stadt grenzt.



Chinesisches Hausportal.

Anfangs hält es außerordentlich schwer, sich in dem Labyrinthe von Gäßchen zurechtzufinden, welche so eng sind, daß weder Rickshaws, noch Wagen darin verkehren können. Die Fülle der photographischen Motive, die sich dort auf Schritt und Tritt darbietet, lenkte meine Schritte öfters in die Chinesenstadt, sodaß ich später meinen Weg ganz allein dorthin fand und die Führer, die sich den Fremden an den Toren der Mauer in Massen aufdrängen, zurückweisen konnte. Außerordentlich originell ist das berühmte Teehaus, das auf der Insel in einem kleinen Teiche steht, von wo aus Brücken strahlenförmig nach dem Lande gehen, ferner der steinerne Garten, irgend einem Mandarin gehörig, in dem man die Art chinesischer Gärten studieren kann und die Vorliebe, Irrgänge und Grotten, alles en miniature, anzulegen.

Sehr lohnend ist abends ein Streifzug durch den Foutchow Road, in dem sich die Theater, Opium- und Teehäuser, Tingeltangels etc. befinden. Shanghai ist für die Chinesen die Stadt des Lichtes, des Amüsements und der verfeinerten Lebensart und mancher bezopfter Provinzbewohner beneidet den glücklichen Freund, der abends die Freuden von

Foutchow Road oder „Ssy Ma Loo“ (die vierte Pferdestraße) genießen und sich in der munteren Menge tummeln kann Für den Fremden, der sich ohne jede Gefahr in den Menschenstrom mischen kann, bietet sich auf Schritt und Tritt eine fast verwirrende Fülle der interessantesten Bilder echt chinesischen Lebens.

Auf der Straße promeniert die schwatzende lachende Menge, meistens gut gekleidete Chinesen mit schönen langen Zöpfen, den buntesten Gewändern mit zierlichen Schuhen und Fächern. Fortwährend ertönt der warnende Ruf der Sänftenträger, welche die Singsong-Girls in die Theater tragen, die hochrot geschminkt mit zierlicher Frisur und reichem Kopfschmuck hinter den Vorhängen kokett hervorgucken. Andere Mädchen



Foudchou Road in Shanghai.

werden von Kulis auf der Schulter getragen, da die kleinen Füßchen und Miniatur-Schuhe das Gehen auf der Straße fast unmöglich machen.

Die Theater, Teehäuser, Opiumkneipen etc. befinden sich alle in der oberen Etage der zwei- und dreistöckigen Gebäude und sind dicht von Publikum besetzt. Wir treten in ein Teehaus, steigen die Treppe herauf und drängen uns an den Tischen vorbei, an denen Chinesen, Männlein und Weiblein, ihren Tee aus kleinen flachen Fayence-Schalen schlürfen und neugierig den Fremden anstarren. Wir gehen weiter in das Hinterzimmer, aus dem ein süßlicher Geruch, wie von gebrannten Erdnüssen, uns entgegendringt. In dem großen Raume befinden sich eine Menge Bänke, je zwei und zwei gegenüber mit einer kleinen Querbank am Kopfende, auf der die Opiumlampe steht. Auf den Bänken liegen die Opiumraucher in verschiedenen Stadien der Betäubtheit. Einige blinzeln

uns halbverschlafen an, sobald wir sie genauer in Augenschein nehmen, andere schlummern fest, wieder andere lassen sich nicht in ihrer gemütlichen Zwiesprache stören. Man bietet uns eine Pfeife an, die wir aber zurückweisen, weniger wegen der gefürchteten Wirkung des Opiums, als wegen der zweifelhaften Sauberkeit des Pfeifenrohres.

Die süßliche Luft legt sich auf die Nerven, und so gehen wir ein Haus weiter, in ein Theater, wo eine chinesische Ritterkomödie gespielt wird. Diesmal kamen mehr die Ohren, als die Augen zu ihrem Rechte, denn das Orchester, das hinten auf der Bühne sitzt, dabei ungeniert raucht und sich unterhält, macht einen ganz kolossalen Spektakel mit Schellen, Trommeln, Triangels und anderen lauttönenden Instrumenten.



Chinesische Reklame.

Von der Handlung konnten wir trotz größter Phantasie nicht das Geringste verstehen. Die Damenrollen werden alle von Männern gegeben, die in den höchsten Fisteltönen sprechen und singen, was augenscheinlich bei dem Publikum den größten Anklang findet. Nach einem langen gequiekten Singsang schrie das Publikum „Hau, Hau" (gut, gut). Die Schauspieler haben prächtige Kostüme und wandeln auf hohem Kothurn. Soll ein Akteur zu Pferde erscheinen, so watschelt er breitbeinig auf die Bühne, übergibt die Peitsche dem Kuli und macht höchst anschaulich die Bewegung, als steige er vom Pferde herab. Eine Sittlichkeitszensur scheint es in China nicht zu geben, und bisweilen sollen Sachen sehr gewagten Inhaltes auf die Bühne gebracht werden. Über leere Häuser haben sich die chinesischen Theater-Direktoren nicht zu beklagen, denn Parterreraum und Logen waren gedrängt voll, unten die Männer mit ihren Pfeifen und

Zigarren, oben die Damen, ebenfalls rauchend. Jedem Besucher wird sofort Tee, Süßigkeiten, gebrannte Nüsse und Kaffeebohnen offeriert, wofür man beim Fortgehen eine Kleinigkeit zu bezahlen hat. Von Eintrittsgeld habe ich in keinem Theater etwas wahrgenommen. So geht es bis spät in die Nacht hinein in dem lebenslustigen Paris des Ostens.

Mir wurde während meines Aufenthaltes in Shanghai die liebenswürdigste und gastfreiste Aufnahme im deutschen Klub Concordia, dem Sammelpunkte aller Deutschen und deutsch sprechender Österreicher, Schweizer und Russen zuteil. Ein Fremder, durch zwei Mitglieder eingeführt, hat das Recht, den Klub 14 Tage als Gast zu besuchen, wonach ihm die Frist auf weitere zwei Monate ausgedehnt wird, in welcher Zeit



Teehaus in der Chinesenstadt von Shanghai.

er den monatlichen Beitrag von 8 Mex. Dollars zu erlegen hat. Das Klublokal liegt sehr bequem an der Ecke von Kanton und Szechuen Road, hat ein schönes Lesezimmer, Billards, Kegelbahn etc. Oben im großen Saale wird gespeist, und zwar erhält man Frühstück, Tiffin und Dinner zu einem sehr mäßigen Preise. Die Küche im Deutschen Klub gilt als die beste von ganz Shanghai. Im Herbste dieses Jahres beabsichtigt der Klub, am „Bund" in großartiger Lage einen Palast zu bauen, der alles in sich vereinigen soll, was eines Klubmenschen Herz begehrt. Der Ton unter den Deutschen ist freundschaftlich ungezwungen, wenngleich die deutsche Kolonie in Shanghai eine derartig große ist, daß es unmöglich ist, selbst bei längerem Aufenthalte jeden einzelnen zu kennen.

Schöne Stunden verlebte ich in dem kleinen Männer-Gesangverein, der sich aus Mitgliedern des Deutschen Klubs gebildet hat und fleißig

deutschen Quartettgesang pflegt. Leider läßt die große deutsche Kolonie viel an Interesse zu wünschen übrig, und der treffliche Dirigent der kleinen Sängerschar, Herr Lehrer Müller, von der deutschen Kirchenschule, hat keinen leichten Stand. Aber es erfreut doch ein Sängerherz, die lieben alten deutschen Weisen in die laue chinesische Sommernacht hinauszusingen oder auf der nächtlichen Fahrt in einem Hausboot auf dem Soochow Creek „Verlassen bin i" oder „Es liegt eine Krone im grünen Rhein" anzustimmen.

Vor dem Sommer und der unerträglichen Hitze in Shanghai wurde mir angst gemacht, aber schließlich war es nicht so schlimm, als ich es erwartet hatte. Gleich nach meiner Ankunft in Shanghai setzte eine



Shanghai: Vorstadt.

hartnäckige Regenperiode ein, zwei Monate lang goß es Tag für Tag in Strömen. Als der Juni herannahte, wurden überall Vorkehrungen für die kommende große Hitze getroffen, auf den Balkons wurden Strohjalousien angebracht, im Klub und in den Kontoren die Punkhas aufgehängt und elektrische Ventilatoren instand gesetzt. Nach und nach wurde es ja auch recht heiß, die meisten Chinesen sah man ohne Oberkleider herumlaufen, aber unerträglich habe ich es keinen Moment gefunden, und selbt das Mosquito-Netz über dem Bette wäre entbehrlich gewesen, denn in der inneren Stadt gab es fast keine von den sonst so lästigen Stechmücken. Die Monate Oktober bis Ende Dezember sollen in Shanghai ideal schön sein, alsdann wird es kalt, doch nie so, daß der Schnee länger als einige Stunden liegen bleibt. Einer der anziehendsten

Punkte in Shanghai ist der „Public Garden", hart am Wampoo-Flusse bei der Gartenbrücke gegenüber dem Astorhause gelegen. Der Garten ist wunderbar im Stande gehalten mit schönen Blumenbeeten und seltenen Gewächsen. Fast täglich spielt hier die Stadtkapelle, bestehend aus braunen, kleinen Filipinos, aus denen sich in allen Städten des Ostens die Musiker rekrutieren. Im Sommer finden diese Konzerte abends von 9—11 Uhr statt, und es ist köstlich, bei der Abendkühle die Musik zu genießen und das elegante Publikum zu beobachten, das teils um das große Rundell promeniert, teils in den bequemen Stühlen auf dem Rasen liegt, welche zu diesem Zwecke von den Bedienten in den Garten gebracht werden. Chinesen haben zu dem Garten keinen Zutritt, und doch läßt sich ein



Die Kellnerschar im Deutschen Club zu Shanghai.

krauseres Gemisch vom Völkertypen und Sprachen kaum denken. Dort sitzt eine Gruppe von Engländern im kurzen weißen „Smoking" ohne Hut um eine Dame in Abendtoilette, wahrscheinlich von einem Dinner kommend; weiterhin auf der Bank sieht man eine Anzahl japanischer Studenten und Kimono-Mädchen in eifriger Diskussion, die sich wahrscheinlich um Port Arthur dreht. Eben wandelt eine Gruppe Indier in langen gelben Mänteln und kostbaren Turbanen vorbei, hinterher eine niedliche Russin oder Polin, der einige Franzosen den Hof machen. Halbblut-Portugiesen wechseln ab mit Spaniern, dazwischen Bekannte aus dem Deutschen Klub und Griechen aus Port Arthur, dann die weichen Laute der italienischen und malayischen Dialekte. Ja, bei der bekannten Affäre am großen Turm zu Babel ist die Vermischung der Sprachen gründlich bewerkstelligt worden.

Rasch flog der Frühling und Sommer dahin, und es wurde Zeit, an die Heimreise zu denken. Schon lange war eine Seereise über den Indischen Ozean, Suez etc. das Ziel meiner Wünsche gewesen, und liebevoll ging ich an das Studium der Routen und Fahrpreise der verschiedenen Dampferlinien, die vom fernen Osten nach Europa führen. Nach kurzem Überlegen entschied ich mich für den österreichischen Lloyd, da es mir nicht darauf ankam, übermäßig schnell zu reisen, dafür aber mehr Häfen anzulaufen und durch genügend langen Aufenthalt Gelegenheit zu haben, fremde Länder und Städte kennen zu lernen.


Chinesischer Polizist.

Schnell verstrich die Zeit mit den nötigen Vorbereitungen zu der mehr als zweimonatigen Seereise, und am 23. August meldeten mir die Agenten, daß die „Nippon" von Kobe eingetroffen und an der deutschen Werft in Putung geankert habe. Nachmittags sandte ich meinen getreuen Chinesen-Boy mit meiner Bagage an Bord und fuhr selbst mit der Dampfbarkasse der Agentur nach Putung hinaus, um mir die Stätte zu betrachten, die mir für die kommenden zwei Monate als Wohnung dienen und mich durch neue Länder und Meere dem heimischen Gestade zuführen sollte. Bald näherten wir uns dem hochragenden Schiffe, an dessen Bug ein schöner weißer Neptunus mit goldener Krone und Szepter prangt, und stiegen die hohe Schiffstege herauf. An Bord herrschte reges Leben, schwere Kollis wurden entlöscht und unaufhörlich rasselten die Ladeketten untermischt von den Kommandorufen der Offiziere vom Dienst und dem Geschrei der halbnackten Kulis. Mit Hilfe eines freundlichen Offiziers, der neben seiner wohlklingenden italienischen Muttersprache — der Geschäftssprache des Österreichischen Lloyd — gut englisch sprach, hatte ich mich rasch orientiert, der Cammeriere (Steward) geleitete mich in meine Kabine und bald war das Gepäck richtig untergebracht.

Die „Nippon“ ist kein eigentlicher Passagierdampfer, sondern dient in erster Linie dem Frachtverkehr. Daher ist auch an Bord kein luxuriöser Salon, kein lauschiges Rauchzimmer, wie auf allen anderen Schiffen der Gesellschaft — und vor allen Dingen kein Frackzwang beim Essen, keine lästige Etikette. Die Kabinen sind geräumig und luftig, in der Mitte des Schiffes gelegen und mit elektrischen Ventilatoren versehen, die man in den Tropen sehr schätzen lernt. Ein schönes Badezimmer steht den Passagieren zur unentgeltlichen Benutzung. Die Besatzung des Schiffes vom Kapitän bis zum untersten Schiffsjungen sind Österreicher aus den italienischen und slavonischen Provinzen, alles gemütliche und zugängliche Leute, frei von dem Dünkel, den ich so oft auf deutschen Schnelldampfern getroffen habe. Das Essen an Bord ist reichlich und sehr schmackhaft, namentlich ist ein vorzüglicher Bäcker da, der seine Studien auf der Konditor-Akademie in Mailand summa cum laude bestanden haben muß. Die „Nippon“ ist ein großes Schiff von 6300 Tons Raumgehalt, hat die stattliche Länge von 442 Fuß und eine Breite von 50 Fuß. Getrieben wird der Dampfer von einer Triple-Expansionsmaschine mit 2700 Pferdekräften und läuft 11 Knoten per Stunde. Zwei Dynamomaschinen dienen zur Erzeugung des elektrischen Lichtes und zum Treiben der Ventilatoren im Salon und in den Kabinen. Ein besonderer Vorzug des Dampfers ist der wunderbar ruhige Gang. Da hört man kein Stampfen der Maschinen, und selbst bei bewegter See ist das Schaukeln ganz minimal.

Da die „Nippon“ erst am nächsten Morgen abgehen sollte, so benutzte ich den Nachmittag, um dem russischen Kreuzer „Askold“, der etwas weiter stromabwärts lag, einen Besuch abzustatten. Eine Woche zuvor war Shanghai durch die plötzliche Ankunft des russischen Torpedobootes „Grosowoi“, sowie des großen Kreuzers „Askold“ in eine nicht geringe Aufregung versetzt worden. Nach einem Ausfalle der russischen Flotte aus Port Arthur hatte dieselbe auf der Höhe von Chefoo die japanische Blockade durchbrochen, war aber dabei zersprengt worden, und die abgeschnittenen Schiffe wurden vom Feinde mit einem vernichtenden Feuer überschüttet. Schwerbeschädigt mußten die russischen Schiffe Schutz in neutralen Häfen suchen, da sie teilweise ihre Manövrierfähigkeit eingebüßt hatten, und zwar retteten sich „Zesarewitsch“, „Bajan“ und verschiedene kleinere Schiffe nach Tsingtau, während „Askold“ und „Grosowoi“ in Shanghai erschienen, was zu endlosen erregten Verhandlungen zwischen den japanischen und russischen Konsuln und dem Tatoi von Shanghai führte. Inzwischen wurde der „Askold“ auf das Kosmopolitan-Dock gebracht, um dort repariert zu werden. Zahllos waren die Neugierigen, die in den ersten Tagen dort hinausströmten, um den beschädigten Koloß anzustaunen und sich von der vernichtenden Kraft der modernen Artillerie zu überzeugen.

Es war für mich von großem Interesse, den „Askold“ zu sehen und

mich mit einigen Offizieren zu unterhalten, die mir gewissermaßen die neuesten Nachrichten aus Port Arthur geben konnten. Die meisten von den Offizieren und Mannschaften waren in Port Arthur zeitweilig auf die Verteidigungsstellungen kommandiert gewesen und bestätigten mir, daß die numerischen Verluste der Japaner vor der belagerten Festung ganz ungeheure gewesen sind.

Abends im Klub verabschiedete ich mich von meinen Freunden und leerte mit ihnen ein Glas auf „glückliche Reise und gesundes Wiedersehen“. In dem schönen Public Garden hörte ich noch einmal die Klänge des Stadtorchesters, das grade ein Potpourri aus deutschen Studentenliedern spielte, dann brachte mich mein Rickshaw-Kuli hinaus zum Yantse Poo-Road, von wo aus ich mit einem Nachen (Sampan) an Bord der „Nippon“ ging.

IX.

Ein wohliges Gefühl der Ruhe überkam mich, als ich in meine Koje kroch. Alle die Aufregungen der letzten Monate waren jetzt überwunden, die Packerei vorbei, die Sachen sicher verstaut an Bord und die ganze interessante Reise noch vor mir. Ein Glockensignal weckte mich am nächsten Morgen, es war ½9 Uhr, man rief zum ersten Male zur „Collatione“, dem großen Frühstück.

Um 10 Uhr langten noch einige Passagiere an, zugleich mit ihnen kam der Agent mit den Manifesten, bald darauf wurde der Anker gelichtet und langsam dampfte die „Nippon“ stromabwärts.

Das Wetter war drückend heiß, träge wälzte die Flut vom Meere die gelben Wellen des Wampoo stromaufwärts und erfrischend wehte uns die Brise entgegen, als wir uns um Mittag Wusung näherten und nun die große Wasserfläche vor uns hatten. Mehrere fremdländische Kriegsschiffe wurden passiert und mit ihnen der Flaggengruß ausgetauscht. Bei den Wusung-Forts lagen einige stark vernachlässigt aussehende chinesische Kanonenboote, die auf unseren Gruß hin ebenfalls ihre Flagge tippten. Die Ufer des Flusses prangten noch in demselben herrlichen Grün, wie ich sie vor 5 Monaten gesehen hatte, als ich vom kalten Norden kommend alles in der Blütenpracht des ersten Frühlings angetroffen hatte, nur daß jetzt die Saaten des Schnitters harrten und die Obstbäume beschwert unter der Last der reifenden Früchte standen. Ein eigenes Träumen überkam mich: nach altem Urgesetz ging die Natur ihren Lauf, unbekümmert um das Toben und Morden auf dem Kriegsschauplatze im Norden. Was war denn in der langen Zwischenzeit, seit ich Port Arthur verlassen, erreicht worden? Die Japaner waren gelandet, Dalny, Kintschau in ihre Hände gefallen, Port Arthur zu Wasser und zu Lande blockiert. Durch den unglücklichen Ausfall der russischen Flotte war dieselbe stark reduziert worden. Die Japaner befanden sich

im Anmarsch auf Liaojang, dem Hauptstützpunkte der russischen Landmacht. Alles sprach von den Erfolgen der Japaner, wenig zugunsten der Russen. Die Fäden der Ereignisse waren auf das Höchste gespannt, und welch überraschende Nachrichten würde ich bei Ankunft in den verschiedenen Häfen zu hören bekommen.

Für den Augenblick jedoch gab es für uns keine Zeitungen, keine Telegramme vom Kriegsschauplatze, die Weltgeschichte mußte nun einmal auch ohne unsere neugierige Kontrolle ihren Fortgang nehmen. Stetig folgte unsere „Nippon" ihrem Kurs nach Süden.

Unsere Reisegesellschaft war klein, dafür aber um so bunter nach Nationalitäten zusammengewürfelt. Da war zunächst ein junger Franzose mit seiner Frau, einer Italienerin, und deren kleiner 9jähriger Schwester, einem lebhaften sehr netten kleinen Balg. Die Leute kamen aus Yokohama und wollten nach Mailand zurückkehren, da momentan in Japan für den Fremden nichts mehr zu machen ist. Dann kam ein junger japanischer Handlungskommis, Norro San genannt, der nach Absolvierung der Handelsakademie in Kobe nach Singapore ging, um dort in das Kontor einer großen japanischen Dampfergesellschaft einzutreten. Er sprach außer seinem Japanisch nur noch ein fürchterlich geschraubtes, schwer verständliches Englisch, wie es in Japan auf den Handelsschulen von japanischen Lehrern gelehrt wird. Sehr bemerkenswert und bezeichnend erscheint mir die Tatsache, daß es auf japanischen Handelsakademien einen speziellen Kursus für kaufmännische Ehrenhaftigkeit und kommerziellen Anstand gibt, worauf man tiefe Schlüsse auf den Anstand und die Ehrenhaftigkeit der japanischen Kaufleute ziehen könnte, die einen solchen heilsamen Kursus nicht durchgemacht haben, wenn man nicht aus eigener Praxis sich von dem gänzlichen Fehlen von Anstand und Ehrenhaftigkeit bei japanischen Kaufleuten genugsam hätte überzeugen können. Mein Mitpassagier Norro San schien ein ganz guter Junge zu sein, begabt mit dem Nachahmungstrieb seiner Nation für die Sitten und Gebräuche der Europäer. Gewohnt, mit den Eß-Stäbchen (choo sticks) zu essen, fiel es ihm anfangs schwer, Messer und Gabel zu handhaben, aber er achtete scharf darauf, wie es die anderen Leute bei Tisch machten, und bald hatte er es heraus, richtig Fisch, Fleisch etc. zu essen. Da die meisten von uns nicht besonders für das täglich auf dem Tische erscheinende Tiffin-Gericht „Currey and rice" schwärmten, so wies er es auch zurück, obwohl Reis die Hauptnahrung der Japaner bildet.

Mit mir zugleich kam eine etwas beleibte amerikanische Dame an Bord, deren freundliches und sympathisches Gesicht und ausgeglichenes Temperament sofort einen anziehenden Eindruck machten. Es war eine Lehrerin aus Chicago, ein Muster für solche junge Damen gebildeter Stände, die trotz Examen und vielseitiger Bildung keinen befriedigenden Beruf finden können und in träger Untätigkeit ein blutarmes Dasein führen. Geboren in Chicago, hatte sie dort das Examen für höhere Lehr-

anstalten bestanden, war dann einige Jahre in ihrem Vaterlande als Lehrerin tätig gewesen, was in Amerika eine befriedigendere und besser bezahlte Sache ist, als in Deutschland. Von dem Wunsche beseelt, fremde Länder zu sehen, deren Sitten und Gebräuche kennen zu lernen und deren Kinder zu lehren, ist sie dann in die weite Welt gezogen, zunächst nach den Sandwich-Inseln, die damals amerikanisch wurden, dann mehrere Jahre nach den Philippinen, wo sie in Manila Schulvorsteherin mit glänzendem Gehalte wurde. Dann ging es nach Tokio, der Hauptstadt des Mikadoreiches, sodann nach Nanking in China, überall einen großen und befriedigenden Wirkungskreis findend. Ihr weiteres Programm war, mehrere Jahre in Indien zuzubringen, um dort die Hindukinder zu lehren, dann Europa kennen zu lernen, später nach Südamerika zu gehen, um namentlich in Brasilien und Peru zu wirken und schließlich nach 20jährigen Reisen mit dem erworbenen Gelde zufrieden in den Vereinigten Staaten zu leben und, wenn die Kräfte noch ausreichten, dort weiter die Jugend zu lehren.

Für mich war es außerordentlich interessant, aus dem Schatze der reichen Erfahrungen dieser Frau einiges zu hören. Eine Lehrerin kommt viel mit den Eingeborenen in Berührung, hat Zutritt zu deren Häusern und lernt vor allem in den Kindern den Charakter und die Denkungsweise der betreffenden Nation kennen. Besonders lustig waren die Erlebnisse meiner Mitpassagierin in Japan und die Episoden, welche den kleinlichen und selbstsüchtigen Charakter der Leute im täglichen Leben, namentlich Fremden gegenüber, dokumentieren.

Einige österreichische Matrosen, die nach vollendeter Dienstzeit in Ostasien nach der Heimat zurückkehrten, eine böhmische Musikantengesellschaft, sowie ein polnischer Abenteurer bildeten die Insassen des Zwischendecks.

Um 1 Uhr läutete es zum Tiffin, und wiederum konnte ich mich davon überzeugen, daß an Bord der österreichischen Lloyddampfer gut und herzhaft gegessen wird. Besonders mundeten mir die famos zubereiteten italienischen Spezialitäten wie Maccaroni, Vermicelli, Rissoto la Milanese und besonders die Gnocchi (Klöße aus Kartoffeln und Mehl bereitet), wobei eine reiche, besondere braune Sauce dem Gerichte den eigentlichen Charakter und Schmelz verleiht.

Immer mehr entschwand das Land unseren Blicken, immer weiter hinaus dehnte sich der Ozean. Das gelbe Wasser des Yang-Tze-Kiang hörte allmählich auf und das Meer wurde schön grün. Nachmittags passierten wir Gutzlaff, die Singnalstation für Shanghai, dann kamen Ellis Island und die Saddles. Dort in der Nähe sichteten wir zwei japanische Kriegsschiffe, die augenscheinlich den russischen Kriegsschiffen in Shanghai auflauerten, um dieselben beim Herauslaufen abzufangen, grade wie die Katze, die vor dem Mauseloche liegt. Nachts fahren die Japaner ohne Lichter.

Blutrot sank die Sonne ins Meer, als wir die letzten der Sattel-Inseln passiert hatten. Ein wunderbarer Friede lag auf dem unermeßlichen Ozean, über welchen ruhig und stolz unser gutes Schiff dahinstrich. Einzeln entzündeten sich die Lichter am Firmamente, und bald erstrahlte der nächtliche Himmelsdom im Glanze ungezählter Diamanten. Ein wonniges Wohlgefühl überkommt den Menschen in der frischen freien Seeluft, die Sorgen des Alltages liegen jetzt weit hinter uns, der Geist erhält Schwingen und fliegt über Raum und Zeit. Ja, jetzt geht es nach Hause, der fernen Heimat zu. — In der weihevollen Stille der Sternennacht öffnen sich die Herzen der Menschen mitteilsamer und weniger zurückhaltend als sonst, als bedinge die äußere Harmonie der nächtlichen Natur einen harmonischen Zusammenklang der Gemüter.

Und wie wunderbar schläft man auf hoher See! Der Wind singt uns das Schlummerlied, die Wellen, die gegen den Schiffsrumpf plätschern, sind die Begleitung und leiten uns hinüber in das Traumland.

Am nächsten Morgen war der Himmel bedeckt, das Wetter heiß. Uns entgegen wehte ein starker Wind, der Südmonsum, der den Aufenthalt an Deck angenehm macht. Aber nicht lange sollten wir uns des schönen Wetters erfreuen. Die Straße von Formosa ist wegen ihrer meteorologischen Ungezogenheiten zu gewissen Zeiten des Jahres berüchtigt, und je weiter wir nach Süden kamen, desto regnerischer, unfreundlicher und kühler wurde es. Unter strömendem Regen fuhren wir am Freitag Morgen am Turn-about-Island vorbei, der am weitesten nach Osten vorgelagerten Insel an der chinesischen Küste mit Leuchtturm, von wo der Kurs nach Südwest gerichtet wird. Um die Zeit zu vertreiben, wurden Domino und Schachspiele vorgesucht. Unser japanischer Mitpassagier war sichtlich erfreut, daß er das Spiel mit den schwarzen Steinen so schnell verstehen lernte, und mit der Zeit sogar gewann. Mit dem Schiffsarzte, einem gebildeten und liebenswürdigen Polen, spielte ich manche Partie Schach, wozu sich unser Kommandant Signor Mistrorigo gesellte, dessen hitziges Spiel mit dem ruhig phlegmatischen des Doktors schlecht zusammenpaßte.

Gegen Abend blinkte im Westen das Leuchtfeuer von Amoy auf, einem der bedeutendsten Seehäfen im südlichen China, der jedoch durch die Nähe des Formosa-Kanals viel unter der Ungunst der Witterung zu leiden hat.

Immer weiter ging es nach Südwesten, immer mehr näherten wir uns dem Wendekreise des Krebses und mit dem Verlassen der Formosa-Straits besserte sich das Wetter. Als ich in der Morgenfrühe des Sonntages (23. August) aus meinem Kabinenfenster schaute, wurde der Dampfer vorsichtig durch das Insel-Labyrinth laviert, welches Hongkong vorgelagert ist. Das fahle Licht des untergehenden Mondes beleuchtete die eigenartige Szenerie, mit der Nachtruhe war es vorbei.

X.

Hongkong.

Als wir eine Stunde später in die große Bucht von Hongkong einliefen, da erhob sich strahlend die Sonne über dem Horizonte und entrollte vor unseren entzückten Augen das großartige Panorama dieses schönsten aller Häfen im Osten in seiner ganzen wunderbaren Pracht. Aus dem weiten Kranze der Berge, welche das weite Hafenbassin einschließen, fesselt uns am meisten der Viktoria-Peak, 1800 Fuß hoch, der in unerhört kühner Form steil aus dem Meere aufsteigt. Oben an der Spitze hing eine Wolkenkappe, unten liegt die eigentliche Stadt Hongkong, deren Häusermasse zunächst noch in einem Dunstschleier lag,



Am Quai in Hongkong.

während die sich bis zur Spitze des Berges hinaufziehenden verstreuten Villen eine nach der anderen von den Strahlen der höher steigenden Sonne vergoldet wurden. Gegenüber der Stadt auf dem chinesischen Festlande liegt der Stadtteil Kaulun mit seinen Werften und Fabriken, zum englischen Gebiete gehörig, dahinter erheben sich die Bergzüge der chinesischen Provinz Kwan Tung, in einem wunderbar zarten Violett erstrahlend. Langsam stieg der Sonnenball über die östliche Bergkette und goß sein helles Licht über den Hafen und die Stadt, die Dampfer und unzähligen chinesischen Dschunken mit ihren Bamboo-Masten und seltsam geformten roten und braunen Segeln in intensiv goldene Farben tauchend. Vor den leuchtenden Strahlen wich die Dunstschicht, die auf

der unteren Stadt gelegen hatte, und enthüllte die stattlichen Paläste, Geschäftshäuser und Magazine, die für Hongkong so charakteristisch sind. Langsam wich die Wolkenkappe von der Spitze des Peaks und nun präsentierte sich das wunderbare Gesamtbild dem Beschauer. Mit dem Steigen der Sonne machte sich aber auch die Hitze bemerkbar — und heiß ist es in Hongkong im August — doch davon später.

Wie in jedem chinesischen Hafen, so herrscht auch hier das regste Leben auf dem Wasser. Kaum hatten wir Anker geworfen, als die „Nippon" von einer Masse von Booten umringt war. In jedem chinesischen Hafen haben diese Boote, Sampan genannt, einen besonderen Typ. Hier in Hongkong sind es große Boote, die hinten gerudert (gewriggt) werden und Rudereinrichtung in der Mitte, sowie ein primitives Segel an einer Bamboostange haben, um bei der starken Strömung den Wind mitzubenutzen. Gehandhabt werden die Boote meistens von Weibern, die mit ihrer ganzen Familie auf denselben wohnen. Die halbwüchsigen Knaben und Mädchen helfen bei der Handhabung des Bootes, die kleinen spielen herum und jagen sich über das ganze Boot, wobei es unbegreiflich ist, wie sie beim Schwanken desselben die Balance halten und nicht bei jedem Stoße herausfallen. Für einen Genremaler würde das Leben auf diesen Familienbooten eine unerschöpfliche Fülle von Motiven darbieten. Auf dem Dampfer hatte sich bald eine zahlreiche Hausiererschaft eingefunden, die alle nur erdenklichen Sachen, nützliche und unnütze, zum Verkaufe anboten. Die besten Geschäfte machten die Händler mit Rattanmöbeln, und bequeme Steamerchairs wurden gerne gekauft, da sie in Hongkong sehr gut und billig sind. Auch Nähtischchen, Blumenständer und Rohrkoffer fanden Käufer.



Straße in Hongkong.

Weniger erfolgreich waren die Händler mit Seidenwaren, Stickereien etc., da es davon in Japan und Shanghai in Hülle und Fülle gibt.

Die Stadt Hongkong präsentiert sich beim Landen außerordentlich vorteilhaft. Der Bund (Hafenstraße) ist von 4—5-stöckigen Gebäuden eingefaßt. Wendet man sich nach links in das Hauptgeschäftsviertel, so sieht man sich mit Staunen Riesenpalästen gegenüber, die jeder Großstadt in Europa und Amerika zur Zierde gereichen würden. Hongkong ist ein sprechendes Beispiel für englischen Gewerbefleiß und englische Kolonisationsfähigkeit. Als die Engländer vor etwa 70 Jahren das Gebiet in Beschlag nahmen, war Hongkong ein nackter Fels, der steil in das Meer hinabfiel. Heute zählt das Stadtgebiet ca. 230000 Einwohner, worunter 5—6000 Europäer. Der ganze Berg ist bis oben hinauf bewaldet und von den prachtvollsten Wegen durchzogen. Durch gewaltige Aufschüttungen hat man dem Meere einen Streifen Landes abgewonnen, auf dem heute das Geschäftsviertel und die großen Speicher stehen. Wir wenden uns der inneren Stadt zu, durchkreuzen Des Voeux Road und gelangen durch eine enge Seitenstraße zum Queens Road, der Hauptverkehrsader von Hongkong. Welch ein Leben und Treiben herrscht hier: Laden reiht sich an Laden mit schönen Schaufenstern. Hier noch mehr als in Shanghai zeigt sich der Chinese als Inhaber großer Ladengeschäfte, die an Reichtum der zum Verkaufe ausgestellten Waren und an eleganter Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen. Hongkong ist der Hauptstapelplatz für das gewaltige Bevölkerungszentrum Kanton und die Provinz Kwang Tung, für seine Silberindustrien, Seidemanufakturen etc.



Hongkong: Palais der Hongkong- und Shanghai-Bank.

Im Queens Road, sowie den meisten Hauptstraßen von Hongkong sind die Parterre-Geschosse etwas eingerückt, sodaß der Spaziergänger

unter Arkaden (Lauben) geht und vor den heißen Strahlen der Sonne geschützt ist. Es ist ein Vergnügen, langsam die Straße entlang zu schlendern und die zierlichen, hübschen Waren zu betrachten. Die chinesischen Kaufleute sind freundlich und zuvorkommend und übervorteilen den Fremden nicht so sehr, wie es die Japaner und Araber tun. Gewöhnlich kommt nach kurzem Handeln das Geschäft für beide Teile befriedigend zum Abschluß.

Weiterhin gelangt man zu dem architektonisch hervorragend schönen Gebäude der Hongkong- und Shanghai-Bank, vor deren mit korinthischen Säulen flankiertem Portale einige prachtvolle Königspalmen stehen. Sehr malerisch sind die Querstraßen, welche vom Queens Road den Berg hinauf führen. Dieselben gehen teilweise steil in die Höhe und sind in Treppenform angelegt, was mich an einige Städte in Oberitalien erinnerte.

Auffallend ist in Hongkong der Reichtum an Blumen und die Blumenbindekunst. Angezogen durch die Farbenpracht und den Duft blieb ich auf dem Blumenmarkte stehen und war bald von einer Menge chinesischer Händler umringt, die mir ihre Erzeugnisse, wunderschöne Bouquets, Körbe, Kränze, Kreuze etc. anboten. Der Wissenschaft wegen erkundigte ich mich nach dem Preise eines besonders schönen Korbes mit Rosen und Orchideen und konnte kaum meine Überraschung verbergen, als der Mann 40 Cents (80 Pf.) dafür verlangte. Nach kurzem Verhandeln erstand ich dieses Blumengebilde für 25 Cents, womit ich hochbefriedigt an Bord zog, um es einer Mitpassagierin zu verehren.

Nachmittags schlenderte ich mit meiner Kamera ein Stück bergauf. Es war drückend heiß, vom Himmel brannte die Sonne wie flüssiges Blei. Eine wohltuende Kühle umfing mich, als mich der Waldesschatten aufnahm und die Straßen der Stadt hinter mir lagen. Die Wege sind durchweg prachtvoll instand gehalten, überschattet von dem üppigsten Grün. Dazwischen lugen luxuriöse Villen mit Statuen und glatt geschorenen Rasenflächen hervor, lebhaft an irgend ein Weltbad, wie Wiesbaden, Homburg oder Baden-Baden erinnernd, nur daß die tropische Vegetation dem Ganzen noch einen eigenen, exotischen Ton verleiht. Von der Straße aus öffneten sich bald die herrlichsten Ausblicke auf die Masse des unter mir liegenden Grüns, das Häusermeer der Stadt und den Hafen. Malerische Palmengruppen, Brücken, Ruhebänke inmitten der tropischen und doch parkartig zivilisierten Vegetation boten jeden Augenblick ein neues Motiv für die Kamera. Aus dem Waldesdickicht heraustretend, gewahrte ich über einer kleinen Talsenkung eine Gruppe der herrlichsten Villen, darunter ein stattliches palastartiges Gebäude in wunderbarer Lage, den Deutschen Klub.

Von dem Agenten des Österreichischen Lloyd als Besucher eingeschrieben, durfte ich mich dem Tempel deutscher Geselligkeit nahen und durstig lenkte ich meine Schritte dorthin. Der Deutsche Klub in Hongkong ist bei weitem der schönste seiner Art in China und einer

der schönsten in ganz Asien und liefert einen Beweis für das rasche Aufblühen der deutschen Kolonie in Hongkong und die Energie seiner Mitglieder. Alles ist wunderbar zweckmäßig und bequem eingerichtet, man findet dort ein großes Lesezimmer, Billardräume, Büfettsaal, Gesellschaftsräume für größere Veranstaltungen, Kegelbahnen etc. Am meisten imponierte mir die Terrasse mit dem unvergleichlichen Blicke auf den Hafen, und wo kühlend die Abendbrise strich. Etwas steif scheint es aber doch im Klub zu Hongkong zuzugehen, wie überhaupt Deutsche im Auslande leicht in den Fehler verfallen, einen geradezu abstoßenden Ton anzunehmen. Ich habe dieses vielfach, und zwar besonders in englischen



Deutscher Klub in Hongkong.

Kolonien, kennen gelernt und führe es auf die Sucht zurück, englisches Wesen nachzuahmen. Als ich durch das Büfettzimmer ging und mich vor einigen Herren, die dort an Tischchen beim Glase Bier saßen, grüßend verneigte, wurde ich von letzteren wie ein Ichthyosaurus angestarrt und meine Hoffnung, Gesellschaft zu finden und einen Ton Deutsch zu sprechen, mußte ich aufgeben. Warum haben die Deutschen — wenigstens im fernen Auslande — nicht schon lange die unglückliche Sitte des „Sich Vorstellens", wobei möglichst undeutlich zwei Namen gelispelt werden, abgeschafft und eine nicht angenehmere Form gefunden, gebildete Menschen einander näher zu bringen? Wie unendlich viel praktischer sind in dieser Beziehung die Amerikaner, die den Fremden, mit

dem sie ein Gespräch anzuknüpfen wünschen, ohne Zeremonie ansprechen und erst nach dem Namen fragen, wenn es sie wirklich interessiert, ihn zu erfahren. Alsdann wird aber der Name vernehmlich und deutlich gesagt, oft bittet man, denselben zu buchstabieren, um ihn sich genau einzuprägen.

So saß ich denn allein auf der Terrasse des Deutschen Klubs in Hongkong und vertiefte mich in die neuesten deutschen Zeitschriften mit den letzten Bildern vom Kriegsschauplatze. Im Westen sank die Sonne und unvermittelt, fast ohne Dämmerung trat die Tropennacht ein. Der Schiffsgong läutete grade zum zweiten Male zum Essen, als ich an Bord der „Nippon" anlangte. Es waren einige Gäste, darunter ein reicher chinesischer Gentleman, zu Tisch, und diesmal herrschte das Englische gegenüber der sonst üblichen italienischen Konversation vor.

Als ich nach Tisch an Deck trat, bot sich dem entzückten Auge ein wundervoller Anblick dar. Aus der Dunkelheit der Nacht erglänzten die unzähligen Lichter von Hongkong wie eine gewaltige Illumination. Sonst lag alles in schwarzer Finsternis da, selbst die Konturen des Peaks waren nicht erkennbar. Wie Glühwürmchen bewegten sich die Lichter der Pferdebahnen und die Lampions der Straßenkulis. Mit Musik zog eine geschmückte, mit Lampions behängte, chinesische Dschunke vorbei, eine Art Nachfeier zum Drachenfeste. Über das Schiff zog eine leichte Brise und milderte die Hitze des Tages. Es plauderte sich gut in den bequemen Stühlen an Deck. Alles war im leichten japanischen Kimono mit Strohpantoffeln an den nackten Füßen, und in der Dunkelheit sah man nur von Zeit zu Zeit die Zigarren rot aufleuchten.

Goldig stieg am nächsten Morgen die Sonne auf und erfüllte mein Photographenherz mit unbezähmter Tatkraft. Ein merkwürdiges Volk, diese Amateurphotographen, die bei Sonnenbrand mit ihrer Typmaschine herumziehen, wo man doch heute überall (Hongkong seltsamerweise ausgenommen) die schönsten Lichtbilder kaufen kann. Aber man glaube mir, der ich zu dieser merkwürdigen Menschenklasse gehöre: es hat einen eigenen Reiz, auf die Jagd nach schönen Motiven zu gehen, wenn man sich seiner Resultate sicher fühlt und alles auf den Bildern nachher noch viel schöner herauskommt, als man es zu hoffen gewagt. Es geht uns grade so, wie dem Jäger, der hinauszieht, um das Wild zu erjagen. Und wenn er nicht zum Schuß gekommen, weil seine Büchse nicht so weit trug, so kehren auch wir manches Mal heim, ohne eine einzige Aufnahme gemacht zu haben. Der Reiz liegt hauptsächlich in der liebevollen Beobachtung der Natur von ihrer malerischen Seite, und manches Bild muß unaufgenommen bleiben, weil die Ausdrucksmittel der Camera gegenüber vielen Stimmungen der Natur versagen, und wohl dem Photographen, der diese Grenzen einzuhalten weiß.

Bei einem chinesischen Händler in photographischen Bedarfsartikeln wechselte ich meine Platten, wofür ich eine Kleinigkeit bezahlen mußte.

Die Dunkelkammer war der wahre Backofen und nach wenigen Minuten troff der Schweiß in hellen Tropfen von meiner Stirn. Um die Platten nicht zu verderben, mußte ich mich in entsprechender Entfernung aufstellen und mit ausgestreckten Armen arbeiten. Einem Kuli lud ich meinen Apparat auf, der um kärglichen Lohn das Amt eines Packesels übernahm, und nun ging es langsam den Berg hinan, hinein in das üppige Grün. Wiederum bewunderte ich die prachtvollen Anlagen, die gut gehaltenen Wege, die in die wunderbarste Vegetation hineinführten, die malerischen Durchblicke auf die Stadt und den Hafen, die auf Schritt und Tritt die köstlichsten Motive darboten. Mit Freuden begrüßte ich das einladende Schild „Dairy Farm", wo ich in einer kühlen sauberen Halle meinen Durst an einem frischen Glase Milch mit Soda löschen konnte. Den Rest meiner Platten widmete ich dem Straßenleben im Queens Road und den belebten Seitenstraßen Hongkongs, wobei sich zwar jedesmal ein Haufen Chinesen um mich versammelte, mir niemals jedoch die geringste Belästigung widerfuhr, wie mir das später in Ceylon so unangenehm aufgefallen ist.

Ziemlich aufgelöst von der immer intensiver werdenden Hitze, in einem weißen Anzuge, der stellenweise Spuren von Perspiration zeigte und nach englischen Begriffen nichts weniger als „very respectable" war, suchte ich meinen Geschäftsfreund, einen Amerikaner, auf, an welchen ich eine Empfehlung hatte. Ich wurde auf das freundlichste empfangen, und nach einem kleinen Magenwärmer in Form eines amerikanischen Cocktails im Hongkong-Hotel nahm er mich sofort mit nach Hause, um seine Frau kennen zu lernen und das Tiffin bei ihm einzunehmen. In bequemen Tragstühlen gelangten wir zu seiner wundervoll im Grünen gelegenen Wohnung, wo Mrs. R., die liebenswürdige junge Frau meines Geschäftsfreundes, mich auf das herzlichste willkommen hieß. Unser Tiffin verlief sehr animiert. Das Gespräch drehte sich um die Verhältnisse in Hongkong, um die klimatischen Freuden und Leiden, um die Insektenplage in der Auffassung einer Hausfrau und um die Dienstboten. Es ist mir von jeher interessant gewesen, in fremden Ländern die Ansichten einer Hausfrau zu hören und zu beobachten, wie sich Europäerinnen (resp. Amerikanerinnen) in exotischen Gegenden zurechtfinden. Mehr oder weniger ist es überall dasselbe Lied. Die Dienstboten, das teure Leben, die Insektenplage, namentlich die Motten und Ameisen, die alles kurz und klein fressen, und daher die Schwierigkeiten, Sachen zu konservieren, hauptsächlich aber die klimatischen Gefahren, sind die Steine des Anstoßes. Immer klingt die Sehnsucht durch, in die Heimat zurückzukehren, wobei aber in der Regel vergessen wird, daß in den Tropen der Verdienst besser zu sein pflegt und daher das Leben bequemer und luxuriöser zu gestalten ist. Ein Ehepaar in China mit eigener Haushaltung — viele Leute leben freilich in Hotels und Pensionen — hat selten weniger als 3–4 männliche und einen weiblichen Dienstboten, die

sogenannte Ahma, und wenn noch Pferde und Wagen dazukommen, so steigert sich das Personal auf 6—7 Köpfe. Es gehört in China eine ganz gewisse Taktik, ich möchte sagen, ein psychologisches Talent, dazu, die Dienerschaft richtig zu behandeln, und wer das versteht, bei dem geht mit ausreichendem Personal die Wirtschaft wie am Schnürchen. Am besten verstehen es die Engländer, den Chinesen zum Diener zu erziehen, während in den meisten russischen Haushaltungen die Dienerschaft frech, faul und schmutzig ist, lediglich eine Folge unsystematischer und launischer Behandlung. Ich will mich selbst nicht rühmen, ein besonderer Kenner der chinesischen Bedientenpsyche zu sein, ich habe jedoch stets Glück mit meinen Boys gehabt und niemals ernstlichen Grund zu Klagen gefunden.

Dagegen war es ein Mißgriff meinerseits, daß ich den Ausflug auf die Spitze des Peaks auf den folgenden Tag verschoben hatte, denn am Dienstag, den 30. August, lag ein Dunstschleier über der Stadt und auf den Bergen, und von der Aussicht war nicht viel zu erhoffen. Dennoch fuhr ich früh morgens an Land, verproviantierte mich bei meinem chinesischen Geschäftsfreunde in dem oben erwähnten Backofen mit neuen Platten und begab mich zu der Station der Drahtseilbahn, die bis zur Signalstation resp. zum Peakhotel führt. Die Bahn ist technisch ein kleines Wunderwerk, da die Steigung eine ganz enorme ist und kaum der Bergbahn auf den Malberg bei Ems oder auf das Stanser Horn in der Schweiz nachsteht. Die Auffahrt ist höchst interessant. An den steilsten Steigungen hat man die Illusion, als wenn die Häuser und Bäume schräg ständen, was sehr putzig aussieht. Nach kurzer Fahrt schon erhebt man sich über die Häuser der Stadt und das umgebende Grün und bald breitet sich eine Fernsicht von überwältigender Schönheit und Großartigkeit aus. Immer kleiner werden die Gebäude der Stadt, immer niedlicher die Dampfer und Dschunken im Hafen. — Bald überschaut man die ganze große Bay, weit herüber schweift der Blick nach Kaulun und dem chinesischen Festlande, wo man deutlich die Flußmündungen sieht, den Weg, der nach Kanton führt. Nach kurzer Fahrt sind wir an der Endstation angelangt — aber, o weh, schon flattern Nebelfetzen um uns und beginnen die Landschaft in einen Dunstschleier einzuhüllen. Trotzdem beschließe ich, den Peak ganz zu ersteigen, in der Hoffnung, daß mit dem Hörsteigen der Sonne die Nebel weichen werden. Auf gutem Wege geht es bergan. An steileren Stellen ist der Asphalt auf der Straße geriffelt, damit der Fuß in feuchtem Wetter — und auf dem Peak ist es meistens feucht — nicht ausgleitet. Die Vegetation wird spärlicher und bald ist die Spitze mit der Flaggenstange erreicht. Von Aussicht jedoch leider keine Spur, nur ziehende Nebel, kalt und feucht, umgeben mich und als nach halbstündigem Warten keine Besserung der Witterungsverhältnisse zu erhoffen ist, begebe ich mich auf den Rückweg. Bei der Eisenbahnstation befinde ich mich wieder unterhalb der Nebelschicht und sehe Hongkong in fahlem Sonnenscheine tief unten liegen. Ich verfolge

die schöne Straße, die nach dem Viktoria-Hospital führt. Mein Versuch, mich bei der Villa des amerikanischen Konsuls auf einem kleinen Seitenpfade hinunterzuschlängeln, schlägt fehl. Ich komme bald zu einem steinigen, steil abfallenden Gelände, bewachsen von undurchdringlichem Gestrüpp, sodaß ich wohl oder übel umkehren mußte. Bei meinem Spaziergange fiel mir die große Zahl der herrlichen Schmetterlinge auf, die es in Hongkong gibt und die ich in solcher Mannigfaltigkeit und Farbenpracht bisher noch nicht gesehen hatte.

Ich mußte eilen, den immer drohender zogen sich die Wolken zusammen, und ich hatte kaum die schützende Bergbahnstation erreicht, als mit Donner und Blitz ein Platzregen losbrach.

Am Nachmittage nahm ich an einer sehr gelungenen Steamlaunch-Partie teil, zu der mich mein Geschäftsfreund eingeladen hatte. Die amerikanische Gesellschaft in Hongkong, die mit der englischen nicht besonders gut harmoniert, amüsiert sich auf eigene Art, und ein Kreis von Freunden mit ihren Damen veranstaltet jeden Dienstag einen Ausflug in einem kleinen Dampfer, um an einem schönen Punkt der Bay zu baden. So hatte sich denn um 5 Uhr am Quai eine größere Gesellschaft zusammengefunden. Die chinesischen Diener schleppten die Utensilien für den five o'clock tea nebst Kuchen, Butterbrötchen etc. herbei, ich wurde mit den Anwesenden bekannt gemacht, und bald steuerten wir über die Bay der Flußmündung zu, wo in einem malerischen Winkel geankert wurde. Durch einen Vorhang wurde ein Abteil für die Damen geschaffen, man legte Badekostüme an, und bald plätscherte ein Teil der Gesellschaft in dem lauwarmen Wasser herum, sich durch Ballspiele vergnügend. Nach dem Bade fiel die trennende Scheidewand zwischen Herren- und Damenabteilung und man vereinigte sich gemütlich zum Tee, während unser Schifflein langsam nach Hongkong zurückfuhr. Mein liebenswürdiger Wirt und seine Gattin bestanden darauf, daß ich den Abend in ihrem Hause zubringen sollte, und nicht lange danach saßen wir gemütlich vereint beim dinner, an welches sich eine noch gemütlichere musikalische Abendunterhaltung anschloß. Ein paar junge Engländer, die in Deutschland erzogen worden waren, baten mich, deutsche Studentenlieder zu spielen, und bald klangen die Töne des „Schwarzen Walfisch zu Askalon“ und „Ergo bibamus“ durch die laue Tropennacht. Mein Wirt machte mich auf verschiedene schöne Punkte in der nächsten Umgebung in Hongkong aufmerksam und schlug vor, früh um 5 Uhr aufzustehen, um einen Spaziergang nach dem „Happy Valley“ (Glückliches Tal“ — so nennt man bezeichnend die Kirchhöfe im fernen Osten) zu machen. Gern willigte ich ein, in dem geräumigen Gastzimmer unter der kühlen Punkha anstatt in der heißen Schiffskabine zu schlafen.

Wirklich früh um 5 Uhr, als noch die Sterne am Himmel standen, weckte mich der bezopfte boy, der den Morgentee brachte, etwas schwerfällig hörte ich meinen Wirt aus den Federn — pardon, in Hongkong hat

man keine Federbetten — kriechen. Es war wonnig kühl, als wir kurz danach ins Freie traten, auf den Gräsern glänzte der Tau, im Osten rötete sich der Himmel. Wir gingen auf einer schön gehaltenen Straße, auf halber Höhe des Berges, vorbei an den Tennisplätzen des „Ladies Recreation Club“ und dem Wasserreservoir, wo Kulis beschäftigt waren, die Sandschicht, welche zum Filtrieren des Bergwassers dient, zu erneuern. Nach etwa einstündiger Wanderung auf der Straße, die an jeder Biegung neue reizvolle Ausblicke gewährte, standen wir oberhalb des „Happy Vally“, in dem malerisch die letzten Ruhestätten für müde Erdenwanderer eingebettet lagen und woselbst sich der Race Course (Pferderennbahn) befindet. Einige eifrige Sportsmen übten die Schnelligkeit ihrer Pferde, und von oben gesehen nahmen sich die kleinen chinesischen Ponys wie Spielzeuge aus.

Zurückgekehrt, ging es in das kalte Bad, das Körper und Seele erfrischte, und dann zu dem herzhaften englischen Frühstück, dem Breakfast, das eine der Hauptmahlzeiten in den Tropen bildet. Fröhlich klangen die Gläser zusammen. Ich hatte in Hongkong sympathische Freunde gefunden, von denen es mir schwer wurde, zu scheiden. Aber es half nichts. Mittags mußte ich an Bord sein.

Beim Herabstieg in die Stadt merkte ich erst, wie heiß Hongkong ist. An Bord war die Hitze nahezu unerträglich. Kein Lüftchen regte sich, die Luft schien wie flüssiges Blei. Wie gewöhnlich verzögerte sich die Abfahrt ein wenig, und es war gegen 4 Uhr, als die „Nippon“ die Anker lichtete. Ich stand an Deck und sah noch einmal das herrliche Panorama an mir vorbeiziehen. Zwischen zahlreichen malerischen Inseln hindurch steuerte uns der Pilot. Allmählich verschwamm der Viktoriapeak in dem leichten Dunstschleier, unser gutes Schiff nahm den Kurs nach Süden. Richtung Singapore.

XI.

Unsere Gesellschaft hatte sich um einen Passagier vermehrt, einen Engländer, der nach zweijähriger kaufmännischer Tätigkeit in Hongkong nach Hause zurückkehrte. Bei der engen Gemeinschaft auf dem Schiffe und zusammen unternommenen Ausflügen habe ich ihn ziemlich genau kennen gelernt und in ihm zum ersten Male ein vollkommenes Specimen eines bigotten Sohnes Albions gesehen, der nie ein Glas Wein angerührt, nie eine Zigarre geraucht, nie in seinem Leben ein Theater besucht, weil ihm gepredigt worden ist, daß dieses unsittlich sei. Ich kann nicht behaupten, daß ich für Leute mit einem solchen moralischen Plus schwärme, Leute, die in ihrem religiösen Hochmute keinen Widerspruch kennen, immer recht haben und ihre Sätze mit einer solchen sittlichen Impertinenz verfechten, daß einem von vornherein die Lust vergeht, mit ihnen über irgend ein Tema zu diskutieren. Über jede kostbare Minute seines —

sonst wenig ereignisreichen — Lebens führte er sorgfältig Buch und anstatt froh zu genießen, lebt er stets mit dem Bleistifte in der Hand.

In dem Zwischendecke war es unterdessen lebendig geworden, da wir etwa 200 chinesische Passagiere bekommen hatten, die nach Singapore und Penang wollten, um dort als Kulis zu arbeiten. Auf dem Achterdecke des Dampfers war eine Chinesenküche eingerichtet, und es hat mir viel Abwechslung verursacht, die Männer mit ihren Weibern und Kindern beim Kochen, Essen, Kartenspiel oder Märchenerzählen zu beobachten. Es waren meist elende Gestalten, die aus China auswanderten, weil es ihnen zu Hause nicht glücken wollte.

Mit wunderbaren Farben- und Wolkeneffekten sank die Sonne ins Meer, so daß ich nicht umhin konnte, meine Kamera hervorzusuchen, um wenigstens das Spiel von Licht und Schatten am Himmel und auf den Wellen festzuhalten.

Bald ging das Leben an Bord wieder seinen gewohnten Gang. Wir hatten gute Fahrt. Der Süd-Monsoon sandte uns seinen kühlenden Wind entgegen und milderte die Hitze, die sonst in diesen Breiten den Reisenden belästigt. Tagüber konnte man Schwärme von kleinen weißen fliegenden Fischen beobachten, die blitzschnell über die Wasserfläche huschten. Von sonstigen Meerungetümen, wie Walfischen, Haien, Seeschlangen etc. habe ich nichts bemerken können, trotzdem ich oft stundenlang ins Meer schaute und mich an dem ewig schönen und erhabenen Bilde des unermeßlichen Ozeanes erfreute und erhob. Besonders gern stehe ich vorn am Bug des Schiffes und sehe zu, wie die scharfe Kante das Wasser durchschneidet. In der Nacht, wenn das Wasser phosphoresziert, sprühen unzählige Funken auf, um auf den wild zur Seite gedrängten Wellenbergen zu erlöschen. Am 5. September verschlechterte sich das Wetter, der Himmel öffnete seine Schleusen, und der uns entgegenkommende Wind trieb uns das himmlische Naß ins Gesicht. Mißmutig kauerten sich die Chinesen unter ihrem Segeldache zusammen und verharrten in einer wahrhaft steinernen Ruhe, doch sah man an dem mißmutigen Ausdrucke ihrer schlitzäugigen Gesichter, daß sie sich unbehaglich fühlten und ein baldiges Ende ihrer Reise herbeiwünschten.

Tags darauf in den Nachmittagsstunden sichteten wir die Anambas-Inseln, eine bergige bewaldete Gruppe, die von einem wilden Malayenvolksstamme bewohnt sein soll, der noch nicht den Luxus einer Kleidung kennt, mit Pfeil und Bogen auf den Fischfang geht und gestrandete Fremde als eine willkommene Bereicherung ihres Menus ansieht. Alle Augengläser und Fernröhre wurden in Bewegung gesetzt, um die Inseln zu erforschen, doch unterschied man außer dem dichten Walde und einigen Hütten am Strande keine Spuren von den Menschenfressern.

Am 7. September erschienen in der Morgenfrühe die bewaldeten Ufer der malayschen Halbinsel bedeckt von der üppigsten tropischen Vegetation, worunter besonders die hochstämmigen Kokospalmen ins Auge fielen.

Der Morgen war köstlich, der Himmel leicht bedekt und eine balsamische Brise milderte die Hitze. Wir fuhren zwischen den Inseln Pulo Bintang und Pulo Batan hindurch, dicht vorbei an einem hübschen Leuchtturm, der auf einem winzigen steinigen Eiland weit hinaus ins Meer vorgeschoben ist. Die malaysche Küste erscheint ziemlich flach, nur selten zeigen sich die bläulichen Umrisse von niedrigen Hügeln. Allmählich erscheinen die Umrisse zahlreicher Dampfer und die Masten von Segelschiffen, die Brise wird schwächer und erstirbt allmählich, dafür wird die Hitze auf einmal stark fühlbar, einzelne Häuser tauchen auf, die sich zu einer großen Hafenstadt verdichten, immer deutlicher wird das Bild, der Anker der „Nippon“ rasselt in die Tiefe. Wir sind in Singapore.

XII.

Singapore.

Singapore, die große Handelszentrale im malayischen Archipel, der Knotenpunkt aller Schiffahrtslinien nach den Sunda-Inseln, Australien, China, Japan und dem Westen, liegt auf dem Südende einer kleinen Insel, die durch einen schmalen Meeresarm vom Staate Johore getrennt ist. Wie die meisten wichtigsten Punkte im Osten, so steht auch Singapore unter englischer Regierung.

Es ist schwer, sich ein Bild von der Stadt zu machen, die sich riesig weit ausdehnt und aus Stadtteilen von denkbar verschiedenstem Charakter zusammengesetzt ist, und es ist daher noch schwerer, diese Stadt anschaulich zu beschreiben. Der Blick vom Hafen, an der Stelle, wo die „Nippon“ Anker geworfen hatte, ist nicht hervorragend, mag sein, daß die etwas schwere, dunstige Atmosphäre und die eigenartig bleierne Beleuchtung das Bild nicht zum besten zeigten, wenngleich die reiche und eigenartige Architektur der Gebäude an der Uferfront manches schöne Detail sehen ließen. Dagegen ist die Einfahrt nach Singapore durch die schmale, flußartige Meeresenge mit der wunderbaren tropischen Vegetation und den interessanten malayischen Pfahlbauten für diejenigen, welche von Europa kommen, von berückendem Liebreiz.

Das Interessanteste an Singapore ist das bunte Völkergemisch und der beobachtende Fremde findet kein Ende des Schauens und kann sich nicht satt sehen an den verschiedenen Typen und Menschengebilden. Bei weitem der größte Teil, etwa vier Fünftel der Einwohnerschaft von Singapore sind Chinesen, die hier als Handwerker, namentlich Schneider und Schuhmacher, dann aber als Rickshawzieher, Bootkulis usw. ihr Dasein fristen und offenbar bessere Geschäfte machen, als in ihrem überfüllten Vaterlande. Sie bewohnen ganze Stadtteile, denen sie vollständig den Stempel ihrer Eigenarten aufgedrückt haben, mit all dem Schmutz, der den Chinesen eigen ist. Man kann in Singapore stundenlang durch

gewisse Stadtteile wandern und dabei die vollständige Illusion haben, man befände sich im himmlischen Reiche. Die einheimische Bevölkerung besteht aus Malayen und Tamilen, die in ihren Typen und Farbenschattierungen, in ihren bunten Trachten und Kopfbedeckungen ungleich interessanter sind als die Chinesen. Die Malayen sind meistens hellfarbig mit schwarzem gewellten Haar und schönen Augen, gut gewachsen, aber in der Muskulatur nicht besonders kräftig entwickelt. Sie tragen alle den Sarong an Stelle der Beinkleider, das schürzenartige Gewand, das an den Hüften befestigt, rockartig herabfällt und die



Landungsplatz in Singapore.

Knöchel der Füße frei läßt. Der Sarong ist meistens von bunter Farbe, oft aus kostbarer Seide, dazu kommt die weiße Jacke und die kleine Kappa, die vielfach reich mit Gold gestickt ist, und das Kostüm ist fertig, wie es malerischer kaum gedacht werden kann. Der Luxus der Schuhe ist den meisten Malayen unbekannt. Ihre Sprache ist ungemein melodisch und in ihren Kombinationen oftmals sehr poetisch. Sie ist leicht zu erlernen und jedermann, selbst die Engländer, die sonst keine Helden in der Erlernung fremder Sprachen sind, sprechen sie in kurzer Zeit. Unter den Chinesen, die in den Straits Settlements geboren sind, gibt es viele, die nur malayisch verstehen und von der Sprache des himmlischen Reiches keine Ahnung haben. So passierte mir ein merkwürdiger Fall. Ich fuhr in einer Rickshaw, die von einem chinesischen Kuli gezogen wurde. Um das Gefährt zum Stehen zu bringen, rief ich dem Kuli auf chinesisch zu: „Manmandia" (Halt)! worauf mein zweibeiniges Droschkenpferd seinen Lauf beschleunigte. Später

hörte ich, daß ein ganz ähnliches Wort auf malayisch „Fahr zu" bedeutet. Die Malayen sind ein munteres, sympathisches Volk, unter denen man geradezu hübsche Typen findet. So sah ich kleine Jungen, die an die interessantesten neapolitanischen Lazaronis erinnerten und die das Entzücken jedes Genremalers gebildet hätten. Die Malayen sind im allgemeinen keine Freunde körperlicher Arbeit, doch interessieren sie sich sehr für Sport, und man findet hervorragend gute Tennis- und Cricketspieler unter ihnen.

Ganz anders sind die Tamilen, die über ganz Hinter-, Vorder-Indien und Ceylon verbreitet sind und ihre eigene Sprache und Schrift haben. Sie sind bedeutend dunkler von Hautfarbe als die Malayen, tragen lange Haare, die hinten in einen Knoten geschlungen werden oder lang herabhängen, während die vordere Hälfte des Kopfes wie bei den Chinesen geschoren wird. Sie bilden die Arbeiterklasse in Singapore und sind wesentlich stärker entwickelt als die Malayen. Ihre Kleidung ist äußerst spärlich. Auf dem Lande tragen sie oft nichts weiter als den Lendenschurz, in der Stadt sieht man sie mit dem großen weißen Tuche, das um die Hüften geschlungen die Beine bis zu den Knieen deckt, während der eine Zipfel über die Schulter genommen wird. Ihr Wesen erscheint mürrisch, ihr Gesichtsausdruck finster. Eine eigenartige Sitte ist es, daß sie sich die Stirne und Oberarme mit weißer Farbe bemalen, ein Zeichen, daß der Tamile an dem betreffenden Tage im Tempel gewesen ist und die vorgeschriebenen Gebete absolviert hat. Ihrem Glauben nach sind sie Buddhisten.

Des weiteren sieht man Indier, Parsies, Perser, Javaner mit ihren schönen Sarongs und sauberen weißen Kappen, dazwischen einzelne Neger aus Afrika, die an den Docks herumlungern und Lasten schleppen. Der Groß-, namentlich Exporthandel ruht in den Händen der Europäer, worunter eine Anzahl deutscher Firmen eine geachtete und einflußreiche Stellung einnehmen.

Nach dem Tiffin an Bord begab ich mich mit meinem englischen Mitpassagier, welcher Singapore kannte, in den Steamlaunch der Agentur an Land. Unmittelbar an der Landungsbrücke liegt das palastartige Gebäude der Hongkong und Shanghai Banking Corporation, wo wir uns die landläufige Münze besorgten und zu unserem Bedauern wahrnehmen mußten, daß unsere mexikanischen Dollars nur mit einem bedeutenden Agio umgewechselt wurden. Überhaupt ist die Geldfrage in den einzelnen Ländern eine große Kalamität und bei jedem Umwechseln einer Geldsorte in die andere verliert man mehr, als nach europäischen Begriffen die Polizei erlaubt. Ich kann daher jedem Landsmanne, der diese Länder bereisen will, nur raten, sich bei der Abreise mit einem Kreditbriefe von einem guten Bankhause zu versehen, wodurch viel Ärger und Kursverluste erspart bleiben.

In dem nahebelegenen Postamte, einem monumentalen, schön ge-

legenen Gebäude, wurde der Vorrat an Straitsmarken für markensammelnde Freunde und Ansichtskarten eingekauft. — Ja diese Ansichtskarten! Wohl schwerlich hat sich deren Erfinder gedacht, daß sich diese Karten über die ganze Erde verbreiten und jeden noch so abgelegenen Platz erobern würden. Dem Reisenden erwächst damit eine nicht unbedeutende Steuer, der sich niemand entziehen kann. Auch Singapore ist überreichlich mit Ansichtskarten (Pictoral Postalcards) gesegnet. In dem großen deutschen Photographengeschäft von Lambert bekommt man eine ausgezeichnete Auswahl nicht nur von Karten, sondern auch von prächtigen Photographien von Singapore und allen Teilen der Malaystaaten, sodaß man schon wohl oder übel kaufen muß. Auf den



Postamt in Singapore.

Straßen preisen die Händler Ansichtskarten an, in allen Restaurants werden sie mit serviert, kurz c'est tout comme chez nous.

Da in Singapore wegen der dort befindlichen Forts und Befestigungen den Amateuren das Photographieren auf der Straße verboten ist, so statteten wir dem Kolonialsekretär einen Besuch ab, der uns auch in liebenswürdigster Weise Erlaubnisscheine ausstellen ließ. Damit war der Bann gelöst, denn an Bord hatte man uns freundlichst ersucht, ja keine Camera zu zeigen, weil sonst der Dampfer in hohe Strafe genommen würde.

Durch wunderschöne weite Anlagen wandten wir uns der inneren Stadt zu, durchschritten das chinesische Viertel, wo das Völkergemisch in einem fast verwirrenden Durcheinander auf- und abwogte, vorbei an Moscheen und Buddhatempeln und gelangten bei eintretender Dunkelheit

richtig zum Dock, wohin inzwischen unsere „Nippon“ gegangen war. Die Nacht war heiß und die Mosquitos, die durch die geöffneten Kabinenfenster eindrangen, betrachteten uns als willkommene Tummelplätze ihres blutsaugerischen Treibens. Die Nachtruhe ließ viel zu wünschen übrig.

Hellstrahlend ging am nächsten Morgen die Sonne auf und ließ einen schönen Tag erhoffen. Von einigen Passagieren der „Nippon“ war ein Ausflug nach Johore, der Hauptstadt des angrenzenden Malaystaates und Sitz eines Sultanats, geplant worden und zwar war beschlossen, den 10 Uhr-Zug zu benutzen. Jedoch mich drängte es, den schönen Morgen



Straße in Singapore.

zu benutzen und wenn möglich in aller Ruhe die Schönheiten von Johore mit meiner Camera zu verewigen, was in einer größeren Gesellschaft immer seine Schwierigkeit hat. So machte ich mich denn allein um 7 Uhr auf und gelangte denn auch glücklich zur rechten Zeit zu dem Bahnhofe, nachdem mein Rickshaw-Kuli durch einige Irrfahrten schlagend seine Lokalunkenntnis nachgewiesen hatte.

Die Fahrt quer über die Insel, auf der Singapore liegt, war köstlich. Bald hatten wir die Stadt hinter uns und befanden uns in einer wahrhaft verschwenderisch üppigen Vegetation. Hier fesselte uns ein Hain von Kokospalmen, dort eine malerische Gruppe von Malayen-Hütten. Auf der Hauptstraße, an der der Zug entlang brauste, strebten Kulis, meistens Chinesen, der Stadt zu, um Früchte und Gemüse auf den Markt zu bringen. Dazwischen schwankten schwer beladene Ochsenkarren, von Malayen oder Tamilen geführt und beladen mit den Produkten des Landes für den Markt in Singapore. Diese Ochsenkarren

sind außerordentlich eigenartig und geben dem tropischen Bilde ein höchst malerisches Gepräge. Die kleinen weißen gedrungenen Ochsen mit den muskulösen Halsansätzen und den weit auseinanderstehenden Hörnern, die an der Spitze durch eine Holzstange verbunden sind, haben einen merkwürdig zufriedenen Ausdruck und tragen ihr Los als Zugtiere mit Würde. Die Holzstange dient zum Lenken des Gefährtes.

Vorbei geht der Zug an ausgedehnten Ananas-Plantagen, einem Haupt-Exportartikel von Singapore, die Obstbäume hängen schwer voll Früchte, darunter die vielen neuen Arten, die ich auf meiner Reise



Ochsenkarren und Rickshaws in Johore.

kennen gelernt hatte. Ich habe gefunden, daß Leute, welche einige Zeit in den Tropen gelebt hatten, sich nicht viel aus den exotischen Früchten machen und behaupten, daß doch nichts über einen guten Apfel oder eine schöne Birne gehe. Mag sein, aber es hat einen gewissen Reiz, die neuen und oft überraschenden Fruchtgebilde kennen zu lernen und zu kosten. Schon in Hongkong waren mir die absonderlichen Carambolas oder „Chinese Gooseberries“ aufgefallen, deren Geschmack tatsächlich ein wenig an unsere Stachelbeeren erinnert. Dann die Persimones, eine Frucht, die genau wie Tomaten aussieht, aber ein zartes süßes Fleisch von köstlichem Aroma besitzt. Als Glanzpunkt aller der mir neuen Früchte erschienen mir die Mangostines, eine außerordentlich zarte, deliziöse Frucht, deren rötlich gefärbter Mantel leicht zu entfernen ist und welcher 6 bis 8 weiße gallertartige Kerne enthält, die den chinesischen Laichis ähnlich sind. Ich erwähne ferner die Pomolos, riesige orangenartige Früchte mit säuerlichem grünen oder roten Fleisch, die

sehr erfrischend sind und von denen ich besonders in Kalkutta prachtvolle Exemplare erhalten habe. Bananen, Ananas, Mangos und die übrigen bekannten Sorten gab es fast täglich bei Tische.

Allmählich tritt der Zug in dichtes Waldesgebüsch ein, es erscheint, als ob die Bahn mitten durch den Urwald gelegt wäre und die wilden Bestien wie Tiger, Panther, Leoparden und Elefanten in ihrem beschaulichen Dschungeldasein gestört hätte. Mit einiger Phantasie belebte ich mir denn das Waldesdickicht mit Jagdszenen und Gefahren, wie wir sie so oft in Büchern gelesen haben.

Die Endstation, die in etwa einer Stunde Fahrt erreicht ist, befindet sich gegenüber der Stadt Johore am Ufer des trennenden Meeresarmes, der hier den Eindruck eines lachenden Binnensees macht. Ein kleiner Dampfer nimmt die Passagiere auf und bringt sie in einigen Minuten an das andere Ufer. Wir sind im Sultanat Johore.

XIII.

Der Eindruck, den das saubere Städtchen auf den Neuankommenden macht, ist der denkbar beste. Links vom Landungssteg befindet sich ein komfortables Hotel, während rechts sich die Hauptstraße hinzieht. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Malayen. Ich folgte der Hauptstraße und kam an das Postamt, wo man den Besuch markensammelnder Fremder gewohnt zu sein scheint. Der Postmeister präparierte mir mit großer Gefälligkeit einen Satz von den guten Johore-Marken, stempelte sie sauber auf einer Seidenpapier-Unterlage ab. Zur Belohnung photographierte ich das Postamt, wobei sich das ganze Personal vor die Türe stellte, und in der Hoffnung auf die Bilder, die ich dem Postmeister versprechen mußte, stellte mir derselbe Wagenladungen der schönsten Briefmarken in Aussicht. Da die Leute natürlich gern das Bild sehen wollten, so ließ ich einen nach dem andern auf die Mattscheibe meines Apparates gucken, was sie höchlichst amüsierte. Wir schieden als gute Freunde und ich gewann die Überzeugung, daß die Malayen ein sympathisches, nettes Volk sind.

Doch nun zu dem „Palais“, den berühmten Gärten und der Moschee des Sultans, wovon ich schon in Singapore vielversprechende Bilder gesehen hatte. Das Wetter war ideal, nur machte sich mit der steigenden Sonne die Hitze stark fühlbar. Ein chinesischer Rickshaw brachte mich zu den Besitzungen des Sultans.

Man muß sich von dem Ganzen kein übertriebenes Bild machen und die Pracht orientalischer Fürsten erwarten, wie sie uns aus den Märchen der Tausend und eine Nacht vorschwebt, dennoch aber machen die Gärten in dem Glanze der helleuchtenden Tropensonne einen unvergeßlichen Eindruck, wobei schwer zu sagen ist, ob man der herrlichen Lage, den wundervollen Durchblicken auf das glitzernde Wasser oder

der verschwenderischen Pracht einer wahrhaft übersprudelnden Vegetation den Vorzug geben soll. Kein Wunder, Johore liegt etwa $1^1/_2$ Grad nördlich vom Äquator. Alles ist Licht, Leben und Farbe. In den Gärten befinden sich hübsche Terrassen von seltenen Gewächsen, die wir in Treibhäusern ziehen, welch letztere es aber in diesem warmen Himmelsstriche nicht gibt, da sie überflüssig sind. Namentlich hübsch ist eine Terrasse von Frauenhaar, dem bekannten Zierfarren. In der Nähe des Palais befinden sich herrliche Gruppen von Königspalmen. Wirklich sehenswert und architektonisch hervorragend ist die große Moschee,



Johore: Grand Hôtel.

kühn auf einer Anhöhe die Gegend beherrschend, in helleuchtendem Weiß von edlen orientalischen Formen. Am Eingange derselben befindet sich ein schöner von Säulen getragener Vorhof.

Da ich noch nie zuvor eine mohammedanische Moschee besucht hatte, so wollte ich das Innere dieser Kirche sehen. Nachdem ich meine Schuhe abgelegt hatte, durfte ich die geweihte Stätte des Moslems betreten, denn die profane Fußbekleidung darf nicht den Boden des Tempels berühren. Ein einziger großer heller Raum mit spiegelblankem Marmorfußboden, die Decke von einigen einfachen Säulen getragen, in der Mitte ein vergoldetes Räucherfaß — das war das Innere, einfach, freundlich und doch stimmungsvoll auf den Beschauer wirkend.

Die Besichtigung des Palais versparte ich mir auf den Nachmittag, da ich nach einem Trunke in der Dürre lechzte und meine Reisegefährten wohl inzwischen angekommen waren. Im Gasthofe fand ich unsere amerikanische Lehrerin, unseren langen frommen Engländer, der in

seiner blauen Schutzbrille und weißem Tropenhelm wie ein Prediger in der Wüste aussah, schließlich noch den Arzt eines deutschen Dampfers, der sich den Herrschaften angeschlossen hatte und krampfhaft bemüht war, eine englische Unterhaltung aufrecht zu erhalten. Das Tiffin ließ auf einen erfreulichen Grad von Zivilisation schließen, der Leiter des Hotels, ein Deutscher, war sehr freundlich, gab uns verschiedene Aufschlüsse über Johore und zeigte uns Bilder von dem Besuche des Prinzen Heinrich, welcher vor einigen Jahren gelegentlich der China-Expedition zum Sultan von Johore zur Tigerjagd gefahren war.

Als die ärgste Hitze des Tages vorüber war, machten wir uns auf zur Besichtigung des Sultan-Palais, eines geräumigen, geschmacklosen Gebäudekomplexes, der in dem vorerwähnten schönen Garten steht. Das Innere weist einige fürstliche Räume auf, in denen Kostbarkeiten und abgeschmackte Gegenstände friedlich vereint stehen. Namentlich gefielen mir einige schöne chinesische Vasen und venetianische Kandelaber. Dagegen stach aber traurig die Schäbigkeit des Mobiliars ab, das, wie mir die amerikanische Lehrerin bemerkte, dringend der Auffrischung durch den Möbelpolierer bedurfte. Insbesondere waren es die Nebenräume, die des äußeren Glanzes bar waren. Aber das scheint bei den Orientalen nicht so genau genommen zu werden. Der Sultan, ein junger, hübscher und sehr reicher Mann, der seinem Vater im vorigen Jahre auf den Thron von Johore gefolgt ist, befindet sich in Paris, wo es ihm jedenfalls besser gefällt, als im heißen Johore.



Moschee des Sultans in Johore.

Sehr munter und gemütlich verlief unsere gemeinsame Rückfahrt nach Singapore, und jeder von uns hatte das Bewußtsein, einen interessanten, anregenden Tag verlebt zu haben.

XIV.

Abends, nach dem Essen an Bord, unternahm ich eine Fahrt nach dem deutschen Klub, an den ich eine Einführung hatte. Es war ein schwieriges Stück, in der Dunkelheit den Weg zu finden, da ich mich mit dem Rickshaw-Kuli absolut nicht verständigen konnte. Glücklicherweise traf ich unterwegs einen gefälligen Landsmann, der meinem Kuli auf malayisch den Weg angab. Der Klub liegt weit außerhalb der Stadt, wohl eine halbe Stunde trabte mein Kuli in die Nacht hinein, und ich wollte schon meine Reise aufgeben, als ich mich einem monumentalen



Palais des Sultans in Johore.

Prachtbau gegenüber sah, dessen Anfahrt und Eingangstor auf ein Klubgebäude schließen ließen. Es überraschte mich, daß fast alles dunkel war. Ich hatte erwartet, daß ich einen anregenden Abendbetrieb vorfinden würde, wie ich das von Shanghai her gewohnt war, doch war kein Leben bemerkbar. Nach einigem Herumtappen fand ich schließlich im Büfettzimmer einen Herrn, der mich sogleich freundlich willkommen hieß und mir den Klub zeigte. Freilich sei abends für gewöhnlich kein Betrieb, ich hätte es aber insofern gut getroffen, als an diesem Abend eine Gesangsprobe für eine bevorstehende Herrensitzung stattfinden sollte und die Herren gleich kommen würden.

Der deutsche Klub in Singapore ist bei weitem der größte und schönste im ganzen Osten und übertrifft selbst den Hongkong-Klub an räumlicher Ausdehnung und architektonischer Pracht. Ob er praktischer

angelegt ist als jener, konnte ich in der Dunkelheit nicht beurteilen. Von den großen und schönen Räumen imponierte mir am meisten der große Konzertsaal mit Bühne, wo alle größeren musikalischen Veranstaltungen von Singapore abgehalten werden und alle größeren Bälle stattfinden. Mein Führer gab mir zu, daß sich die deutsche Gesellschaft mit dem Klub stark hineingerannt hätte und viel zu viel Geld bei dem Baue daraufgegangen wäre. Dabei sei der Klub zu weit von dem Mittelpunkte der Stadt abgelegen, sodaß der Besuch, namentlich in den Abendstunden, viel zu wünschen übrig lasse.

Ich verweilte einige Stunden in der Gesellschaft von meinen Landsleuten, denen ich viel von Port Arthur erzählen mußte, und fuhr dann durch die Nacht zu meinem Dampfer zurück. Dabei merkte ich, wie merkwürdig und gefährlich das Klima in Singapore ist. Aus den Gärten und von den Wiesen stiegen feucht kalte Nebel auf, die nächtlich atmenden Pflanzen verbreiteten einen eigentümlichen Modergeruch, und fröstelnd knöpfte ich mir mein weißes Jacket zu. Erst als wir in das Bereich der dicht bebauten Straßen kamen, fühlte ich mich wieder gemütlicher und war froh, diesmal dem Fieber entronnen zu sein. Ich nahm mir vor, in Singapore nicht wieder nächtlicher Weile ohne Überzieher auszugehen.

Die Nacht an Bord werde ich nicht sobald vergessen. Meine Kabine war wie ein Backofen und der elektrische Ventilator brachte keine Spur von Kühlung. Wir lagen im Dock, kein Lüftchen regte sich — dabei die Mosquitos. So nahm ich denn Kissen und Decke unter den Arm und schlug mein Nachtlager auf Deck auf, wo ich schon eine Anzahl mehr oder minder bekleideter Gestalten in Stühlen und auf der Erde herumliegen sah. Nach und nach übermannte mich die Müdigkeit, aber ich hatte noch nicht lange geschlafen, als plötzlich mit aller Gewalt ein Platzregen losbrach, als sei der Tag der Sintflut gekommen. Nun erhob sich eine allgemeine Flucht nach unten, und ärgerliche verschlafene Flüche ertönten in verschiedenen Landessprachen.

Schließlich nahm auch diese Nacht ein Ende, was man jedoch von dem Regen nicht behaupten konnte, denn es tröpfelte immer weiter, und auf den Docks sah es öde und ungemütlich aus. Um mir die Zeit zu vertreiben, unternahm ich vormittags eine Fahrt in die Stadt, besuchte einige Geschäftsfreunde, strich am Raffles Square und den angrenzenden Straßen umher. Singapore sieht im Regen höchst trübselig aus. An sich ist die Stadt, namentlich in den Vierteln der Eingeborenen, nicht sehr sauber, wenn es jedoch regnet, so starren die Straßen von unergründlichem Schmutz. Zum Glücke machte die hervorkommende Sonne diesem unerquicklichen Bild bald ein Ende und schnell waren die Straßen getrocknet.

Ich war höchst froh darüber, denn ich hatte ja meinen allerhöchsten Erlaubnisschein zum Aufnehmen von Photographien in Singapore in der Tasche und hatte schon meine Auswahl der geeignetsten Punkte getroffen. Mit der größten Gemütsruhe stellte ich meine Stativkamera in

den belebtesten Straßen auf, nirgends durch zudringliche Neugierde der Eingeborenen belästigt. In die Nähe des Forts gelangt, da wo auf einem Hügel die Signalstange steht, beschloß ich, der englisch-chinesischen Schule einen Besuch abzustatten, von welcher mir unsere amerikanische Mitpassagierin erzählt hatte. Ich betrat das stattliche Gebäude und sah mich alsbald dem Direktor der Anstalt, Mr. Buchanan, einem Amerikaner, gegenüber, der von meinem Besuche und von dem Interesse, das ich dadurch seiner Schule bewies, angenehm berührt zu sein schien. Er sagte mir, daß die Schule mit der amerikanischen Mission zusammen-



Eine Klasse der anglo-chinesischen Schule in Singapore.

hänge, jedoch keinen nennenswerten Zuschuß erhalte und aus den Schulgeldern bestehen müsse. Er bedauerte, daß der Nachmittag so weit vorgeschritten und die Schüler der niederen Klassen alle nach Hause gegangen wären, doch sei noch eine Klasse von größeren Knaben da, und wenn es mich interessiere, so wolle er mich dahin führen.

Bei unserem Eintritt erhoben sich die Knaben, etwa zwanzig an der Zahl. Der Direktor stellte mich dem Unterricht gebenden Lehrer, einem dunkelfarbigen Ceylon-Tamilen, vor und hielt eine Ansprache an die Klasse, auf meinen Besuch Bezug nehmend. Darauf ließ er die Knaben niedersitzen und rief sie dann nach ihren Muttersprachen auf, was sehr interessant war und die kosmopolitische Zusammensetzung der Klasse zeigte. Auf die Frage: Wer spricht mandarin-chinesisch? erhoben sich einige intelligent aussehende junge Chinesen, darauf fragte er nach den anderen chinesischen Dialekten, nach Javanisch, Hindostanisch, Tamil,

Singhalesisch und vielen sprachlichen Abarten, deren Namen mir vollständig unbekannt waren. Auf die Frage, wer spricht malayisch? erhoben sich alle Schüler.

Der Direktor erwähnte, daß sich unter den Zöglingen seiner Schule 18 bis 20 Nationen befänden. Die Unterrichtssprache ist englisch, und die meisten Schüler bringen es zur vollkommenen Erlernung und Beherrschung derselben.

In der Klasse waren die meisten, intelligent aussehende Jungen im Alter von 15 bis 17 Jahren, äußerlich so verschieden, wie es sich nur denken ließ. Neben einigen Chinesen mit schönen langen Zöpfen sah ich Malayen, Tamilen, Araber, Hindus, auch einige weiße und halbweiße Knaben waren dabei. Schließlich bat ich die Klasse, sich draußen auf der Treppe aufzustellen, damit ich sie photographieren könnte, was den Jungen augenscheinlich viel Spaß zu machen schien.

Mr. Buchanan zeigte mir in seinem Privatkabinett einige Arbeiten der Schüler, namentlich sehr sauber gezeichnete Karten der malayischen Halbinsel, besser, wie wir sie auf dem Gymnasium unserem Geographielehrer abzuliefern pflegten.

Mit herzlichem Danke für die verlebte interessante Stunde verabschiedete ich mich von dem Direktor, ihm ein gutes Gedeihen seiner Anstalt wünschend.

Nur zu schnell verging der Nachmittag und wollte ich noch den botanischen Garten besichtigen, so mußte ich mich beeilen. Leider war es schon ziemlich spät und die Sonne dem Untergang nahe, als ich den Garten betrat, und zu meinem Bedauern konnte ich denselben nur flüchtig durchstreifen. Die meisten botanischen Gärten, die ich auf meiner langen Reise gesehen, mit Ausnahme des berühmten Gartens in Calcutta, haben mich etwas enttäuscht. Bei dem Gedanken eines botanischen Gartens nahezu unter dem Äquator stellen wir uns etwas ganz Besonderes, nie Gesehenes vor, die Phantasie malt uns märchenhafte Palmengruppen, Landschaften, wie wir sie auf den phantastischen Dekorationen in großen Theatern gesehen haben. Statt dessen finden wir einen allerdings sehr sauber gepflegten sonst aber ziemlich einfachen Garten, mit hübschen Wegen, kleinen Teichen, einem Spielplatz für Kinder an einer Fontäne, um welche sich Blumenbeete gruppieren. Es fehlt der Kontrast mit der Außenwelt, wo die Natur in ihrer üppigen Ungebundenheit viel stärker auf das Auge und die Phantasie wirkt, als in dem zivilisierten Garten. Dennoch, wenn ich über das Gesehene nachdenke, so muß ich zugeben, daß in dieser Gartenanlage weder Arbeit noch Kosten gespart sind, um den Bewohnern von Singapore einen schönen Punkt zu schaffen, wo es sich wohl verlohnt, nach des Tages Last und Hitze Erholung zu suchen.

Beim Verlassen des Gartens traf ich einen kleinen freundlichen Javanesen, der einen schönen seidenen Sarong und eine saubere weiße Jacke und Kappe trug, und knüpfte mit ihm ein Gespräch an, da er sich

notdürftig englisch verständigen konnte. Die Javanesen sind ein außerordentlich sauberes und sympathisches Volk, im Typ mehr den Siamesen und Burmesen ähnlich, als den Malayen. Um zu erfahren, wer ich bin und wo ich wohne, fragte der kleine Javanese: „Where do you sleep?" und es war ziemlich schwierig, ihm klarzumachen, daß ich auf der Durchreise begriffen, Passagier eines Dampfers sei. Er rühmte mir sein schönes Java, das die Krone aller tropischen Länder sei.

Auf dem Rückwege sah ich, wie auf einem großen Rasenplatze in den Anlagen ein großer Fußballwettkampf zwischen Engländern und Eingeborenen ausgefochten wurde, wobei die letzteren nicht die Schwächeren zu sein schienen. Mehr als das Spiel selbst interessierten mich die Zuschauenden, Malayen, Tamilen und Chinesen, die mit großer Aufmerksamkeit und anscheinender Sachkenntnis dem Spiele folgten und oftmals laut ihren Beifall äußerten. Anstatt aufrecht stehend dem Wettkampfe zuzuschauen, kauerten sie in hockender Stellung am Boden, was dem Orientalen bequemer zu sein scheint, als dem Europäer.

So war Sonnabend, der 10. September, herangekommen, an dem wir Singapore verlassen sollten. Wie gewöhnlich war die Stunde nicht genau festgesetzt und es verlohnte sich nicht mehr, einen letzten Streifzug mit der Kamera in die Stadt zu unternehmen, umsomehr, als das Wetter ungewiß war. So begnügte ich mich denn damit, auf dem Dock umherzuwandern und die interessanten Typen der Werftarbeiter zu beobachten. Etwas oberhalb lag ein anderer Dampfer des Österreichischen Lloyds, die „Trieste", ein prächtiges Schiff, das ich mir genauer ansah. Der schöne Salon und das kosige Rauchzimmer erregten etwas wie Neid in mir, da wir diese Bequemlichkeiten auf unserer Nippon entbehren mußten. Wie ich hörte, war der Kapitän der „Trieste" schwer erkrankt und mußte in Singapore zurückbleiben. Laut telegraphischer Weisung der Direktion übernahm unser Kommandant, Signor Mistrorigo, die Weiterführung des Schiffes und mußte nun, anstatt dem heimischen Europa zuzueilen, nachmals den Kurs nach China und Japan richten. Eine elegische Stimmung bemächtigte sich aller Passagiere der Nippon, als wir unseren Kapitän scheiden sahen. Die kleine Saira, die so munter mit dem Kapitän herumgetollt war, vergoß heiße Tränen und wollte ihn durchaus nicht ziehen lassen. Das Kommando der Nippon übernahm der erste Offizier, Tomisch, ein gesetzter, tüchtiger Seemann, dessen Führung wir uns beruhigt anvertrauen konnten.

Die Zeit bis zur Abfahrt verstrich in interessanter Abwechslung. An Bord fanden sich zahlreiche Händler ein und suchten ihre Waren unter den Passagieren und der Mannschaft abzusetzen. Da waren indische Seidenhändler, Verkäufer von Briefmarken und Ansichtskarten, die mit unermüdlicher Geduld ihre Bündel immer wieder auspackten. In Booten kamen Malayen mit Papageien und Affen, und nach einigem Handeln erstand ich einen niedlichen kleinen Affen um zwei Dollars (etwa 4 Mark), den ich zur Unterhaltung der Passagiere oben auf Deck anband. Erst

war das Tierchen etwas scheu, aber bald gewöhnte es sich an die weißen Menschen und wurde ganz zutraulich. Wenn es sich fürchtete, so stellte es sich in die äußerste Ecke und schnitt Grimassen. Originell fand ich es, daß der Malayenjunge, der mir den Affen verkaufte, russisch sprach.

Eine ganz besondere Unterhaltung bilden die Eingeborenen, die nach Geldstücken tauchen, welche ihnen von den Passagieren zugeworfen werden. In schwankenden Canoes, die nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen, kommen sie in Scharen an den Dampfer herangerudert und suchen durch Schreie „A la merr, à la merr“, die Aufmerksamkeit der Passagiere auf sich zu ziehen. Allmählich sammelt sich an der Reiling des Dampfers das Publikum an, und die Malayenjungens suchen nun durch ein schauderhaftes Kauderwelsch von Englisch, Russisch und Malayisch und ein überaus lebhaftes Gebärdenspiel die Fremden zum Herunterwerfen von Münzen zu veranlassen. Bald fallen kleine Silberstücke von oben herab, blitzschnell stürzen sich zwei bis drei von den braunen Jungens ins Meer, erst sieht man drei Paar Beine, die immer tiefer und tiefer unter das Wasser fahren. Nach kurzer Zeit tauchen die Köpfe auf, einer von den Jungen hält triumphierend das Geldstück in die Höhe, das er in seinem Munde verschwinden läßt.

Da ertönt lustige Musik über das Wasser. Der Norddeutsche Lloyddampfer „Sachsen“ zieht stolz über den Hafen und die Stewardkapelle spielt „Muß i denn zum Städtle hinaus“.

Auch uns schlägt die Abschiedsstunde. Die Nippon lichtet die Anker, die Schiffsschraube wühlt das Wasser auf. Von der „Trieste“ herüber winkt uns unser alter Kommandant, Signor Mistrorigo, seinen Abschiedsgruß zu, mit Taschentüchern und lauten Hurrarufen tun wir ihm Bescheid. Der Lotse leitet das Schiff durch den flußartigen Meeresarm, vorbei an malerischen Malayenhütten und wunderbaren Vegetationsbildern, bald öffnet sich vor uns der weite Ozean, dessen ruhige Fläche im Sonnenlichte glitzert. Der Kurs ist nach Nordwest gerichtet, denn unser nächstes Ziel ist Penang.

XV.

Nach angenehmer sonniger Fahrt erreichten wir Penang am Montag (12. Sept.) früh. Schon lange vorher sieht man die bergige Küste, an verschiedenen Inseln fahren wir vorbei, endlich sichten wir die weißen Häuser der Stadt und der Schiffe mastenreichen Wald im Hafen. Die Einfahrt ist sehr schön. Wie eine glitzernde Perle liegt Penang vor dem Kranz bläulich aufstrebender Berge. In der goldigen durchsichtigen Morgenatmosphäre treten die weißen Häuser mit ihren Balkons, die Türme der Stadt, die in einem Meer von Grün eingebettet liegt, scharf hervor. Weiter längs des Meeresstrandes ziehen sich Kokospalmen hin, — soweit das Auge reicht, ein lachendes, echt tropisches Bild.

Da unser Aufenthalt nur auf einen Tag berechnet war, ich außerdem mancherlei Geschäftliches in Penang zu erledigen hatte, so war keine Zeit zu verlieren. Bewaffnet mit meiner getreuen Camera ging ich gleich nach dem Frühstück an Land und fing ohne alle Vorrede an zu photographieren. Penang ist ein lebhafter Handelsplatz, wesentlich kleiner als Singapore, doch sollen die Geschäfte dort besser gehen, da Singapore gegenwärtig unter einer bösen finanziellen Depression leidet. Penangs Hauptexport-Artikel sind Copra, Kokosnuß-Öl, Pfeffer und Zinn. Das Wohl und Wehe von Penang scheint von der großen Opium- und Spiritus-



Im Hafen von Penang.

fabrik abzuhängen, die momentan durch ungünstige Abschlüsse mit der englischen Regierung und Einreichung zu niedriger Preise horrende Summen verlieren soll, weshalb es auch in Penang geschäftlich ziemlich traurig aussieht.

Die Bevölkerung ist ebenfalls stark mit Chinesen durchsetzt, wenn auch nicht in dem Maße, wie in Singapore.

Die Stadt Penang selbst macht einen sauberen, sympathischen Eindruck. Am „Bund", d. h. der Uferfront am Meere befinden sich die großen Export-Kontore und Dampferagenturen, während sich die villenartigen Privatwohnungen, Bungalows genannt, weit hinausziehen. Der Reichtum der tropischen Vegetation, namentlich an Palmen, ist phänomenal. Dicht hinter der Stadt erheben sich ganze Wälder von Kokospalmen, und dort, wo die Palmenhaine bis an den Meeresstrand reichen, gibt es eine solche Fülle malerischer Motive für den Photographen, daß meine Platten bald zu Ende gewesen wären, hätte mich nicht ein Platzregen überrascht,

wie er in diesen Gegenden oft ganz plötzlich und unmotiviert eintritt. Eilends mußte ich mich auf den Rückweg machen und langte grade noch rechtzeitig in dem Kontore meines Geschäftsfreundes an, um der draußen losbrechenden Sintflut zu entgehen. Solche himmlischen Ergüsse pflegen in den Tropen nicht lange vorzuhalten, und es dauerte auch nur kurze Zeit, als die Tränen des Jupiter Pluvius versiegten und die Sonne wieder zum Vorschein kam.

Mein Geschäftsfreund, welcher mich bereits erwartet hatte, nahm mich sofort mit zu seinem Bungalow, einem prächtig inmitten eines üppigen Gartens gelegenen Landhause nahe bei der Stadt. Hier harrte



Uferfront in Penang.

meiner eine Überraschung. Ich hatte nicht gewußt, daß Mr. B. verheiratet sei. Als wir in seiner Wohnung anlangten, wurde ich seiner interessanten, geistreichen Gattin vorgestellt, einer Französin, die, wie es sich im Laufe der Unterhaltung herausstellte, eine gottbegnadigte Sangeskünstlerin ist und als Primadonna an den ersten Bühnen in Paris, St. Petersburg und Moskau gesungen hat. Die lebhafte, bewegliche Dame, froh, nach Herzenslust in ihrem heimischen Idiom plaudern zu können — sie spricht gebrochen englisch mit einem allerliebsten pikanten französischen Akzent — gab sehr interessante Erinnerungen aus ihrer künstlerischen Karriere zum besten.

„Ah, Monsieur Donath, nous n'avons pas d'enfants, mais voila mes petits", worauf die malayische Ayah sechs wunderhübsche siamesische Katzen ins Zimmer brachte, die sich zärtlich an ihre Herrin anschmiegten.

Die Tierchen mit ihrem rötlich grauen Fell, schwarzen Nasen und Ohren und hellblauen Augen sahen wirklich allerliebst aus. Darauf traten wir ins Freie und sogleich kamen in lustigen Sprüngen zwei kleine Kapuzineraffen angesprungen, ganz zahme Tiere, die frei im Hofe herumlaufen und die Herrin stürmisch in Beschlag nahmen. Das schien aber den beiden hübschen Foxterriers nicht zu behagen. „Regardez, comme ils sont jaloux". Madame B. sagte mir, daß sich ihre Katzen, Affen und Hunde sonst untereinander vorzüglich vertragen.



Travellers-Palmen im Botanischen Garten zu Penang.

Nach einem sehr animierten Tiffin wurde eine Ausfahrt nach dem botanischen Garten unternommen, welcher an dem Abschlusse eines Talkessels höchst malerisch gelegen und wesentlich größer ist, als der Garten in Singapore. Von den Bergen stürzt ein Wasserfall ins Tal, dessen schäumendes Wasser seinen Lauf durch den Garten nimmt und ihm einen besonderen landschaftlichen Reiz verleiht. Wie in Singapore, so ist auch der botanische Garten in Penang prachtvoll instand gehalten. Eine Armee von Kulis arbeitet tagsüber in den sauberen Gängen und an den Versuchsbeeten, und manches schöne Vegetationsbild fesselt den Beschauer. Mir fiel besonders eine wundervolle Gruppe von Travellers (Fächerpalmen) auf, sowie die geschmackvollen Umgebungen der Teiche, auf denen Lotosblumen, Mummeln, weise und rote Wasserlilien schwammen.

Der Abend im Bungalow meines Geschäftsfreundes verlief in gemütlichster Harmonie. Nach dem Essen, zu dem sich einige Freunde des Hauses eingefunden hatten, setzte sich unsere liebenswürdige Wirtin ans Klavier und gab uns einige Proben ihrer exquisiten Gesangeskunst zum besten. Es war ein seltener Genuß, diese herrliche Frauenstimme im engsten Familienkreise zu hören, und bei den Klängen von Carmens Ver-

führungsszene und den reizend pikanten spanischen Liebesliedern vergaß man vollkommen, daß man in Penang saß und draußen sich die Wedel der Palmen in der leichten Nachtbrise bewegten. Es war einer jener seltenen Abende, wo man mit Faust zum Augenblicke sagen möchte, „verweile doch, du bist so schön". Wirklich jammerschade, daß mein Aufenthalt in Penang nicht verlängert werden konnte. Meine neuen Freunde nannten mir eine Menge schöner Punkte in der Umgebung von Penang, die ich bei längerem Verweilen besuchen müßte und die hervorragenden photographischen Aufnahmen, die ich dort machen könnte. Verlockendes Bild!

Schließlich wurde noch, um mich zum Dampfer zu bringen, eine Spazierfahrt durch die nächtlichen Palmenhaine vorgeschlagen und meinerseits mit Dank angenommen. Eine eigene feierliche Stimmung überkam mich bei der Fahrt durch den dunkeln Tropenwald, wenn in dem schwachen Mondlicht die Wedel der Palmen leise zittern. Die Luft ist schwül und drückend und legt sich fast beklemmend auf die Brust. Wie verschieden ist diese Stimmung von dem Zauber und der Ruhe, den ein deutscher Tannen- oder Buchenwald atmet. „Ah regardez les singes", unterbrach Madame B. meine Träumerei mit ihrer silberhellen Stimme, und richtig, der ausgestreckten Hand folgend, sehe ich eine Herde von Affen, die sich mit turnerischer Gewandtheit von Baum zu Baum schwingen, durch eigenartige Schreie die Genossen vor unserer Annäherung warnend. Blitzschnell sind sie im Dunkel der Nacht verschwunden. Die Gegend ist sehr reich an giftigen Schlangen (Cobras) und es ist nicht ratsam, nächtlich vom Wege abzuweichen und sich in das Gestrüpp zu begeben.

An der Landungsbrücke verabschiedete ich mich von meinen liebenswürdigen Freunden, winkte einem chinesischen Bootsmanne und begab mich an Bord. Es war drückend schwül, kein Lüftchen regte sich und die Flut lief uns außerordentlich stark entgegen, sodaß mein Bootsmann nur mit Mühe vorwärts kam. Bei der Gelegenheit sah ich, solange wir in der Nähe des Landes waren, ein wunderbares Meerleuchten. Das Wasser phosphoreszierte so stark, daß es erschien, als bewege sich der Kahn in flüssigem Feuer. Bei jedem Ruderschlage sprühten leuchtende Funken auf, jede Welle war mit einer grünlichen Lichtkappe gekrönt.

Bewegt von den Eindrücken des Tages, im Ohre noch den prickelnden Refrain von der silberhellen Stimme, kroch ich in meine Koje. „My deer B., was ein Glückspilz bist Du doch, eine solche Frau zu haben" — damit war ich hinüber in das Land der Träume.

XVI.

Penang mit seinen weißen freundlichen Häusern und seinen Palmenwäldern war bereits unsern Blicken entschwunden, als ich am nächsten Morgen erwachte. Am Horizonte sah man nur noch einen bläulichen Streifen von der bergigen Küste der malayischen Halbinsel. Wir hatten

die Straits von Malakka verlassen und befanden uns auf dem Wege nach Kalkutta. Das Wetter war heiß, der Nordmonsum milderte nur wenig die drückende Schwüle. Ruhig dunkelgrün lag die unendliche Meeresfläche da, auf der die Schatten der Wolken schwärzliche Flecken bildeten. In Penang hatten wir die letzten chinesischen Deckpassagiere an Land gesetzt, an deren Stelle war jetzt eine Anzahl Indier und Muselmänner gekommen, die nach Indien und Ceylon wollten. In ihren bunten ungewohnten Kostümen und großen Turbanen waren sie nicht minder interessant und malerisch, als unsere chinesischen Zwischendeckler, dabei machte es ihnen augenscheinlich Spaß, vor einem photographischen Apparat zu stehen, was den verschiedenen Amateuren an Bord manche Abwechslung verschaffte.

Von den zahlreichen Inseln im bengalischen Meerbusen, den Andamanen und Nikobaren und ihren absonderlichen, ethnologisch sehr interessanten Völkerstämmen bekamen wir leider nichts zu Gesicht. Stetig und unentwegt ihren Kurs nach Nordwesten verfolgend, durchschnitt die „Nippon" die Wasserfläche. In straffer Ordnung, wie ein Uhrwerk ging der Dienst Tag und Nacht, während die Passagiere sich, so gut es ging, die immer länger werdende Zeit zu vertreiben suchten. Fast regelmäßig genossen wir abends das Schauspiel eines großartigen Sonnenunterganges, da es um die Zeit des Monsumwechsels war, wo das Wetter unbeständig und der Himmel, namentlich am Spätnachmittag, bewölkt ist. Als wir uns Table Island, der nördlichsten kleinen Insel der Andamanengruppe, auf der ein Leuchtturm steht, näherten, kamen wir in eine unangenehme Regenböe, die den Aufenthalt an Deck höchst ungemütlich machte. In solchen Momenten zog ich mich gerne in meine einsame Kabine zurück, der heruntergeklappte Waschständer diente mir als Tisch — und ich schrieb lustig auf meiner Schreibmaschine, die an Bord eines Schiffes ein sehr nützliches und angenehmes Möbel ist.

Wieder war es Sonntag geworden — wir schrieben den 18. September 1904. Unser Engländer schlich den ganzen Tag mit seinem Neuen Testament umher. Vom blauen Himmel strahlte lachend die Sonne auf das weite ruhige Meer. Bei Tisch sagte uns der Kapitän, daß wir heute Abend die Küste von Indien erreichen und wahrscheinlich morgen in Kalkutta sein werden. Alle Passagiere beschäftigten sich eifrigst mit Vorbereitungen, denn nach den Bedingungen des Passagebilletts mußten wir in Kalkutta, wo ein längerer Aufenthalt vorgesehen war, den Dampfer verlassen und uns auf eigene Kosten einlogieren und verpflegen. Abends nach Sonnenuntergang kommt ein Leuchtturm und bald darauf die Lichter des Lotsenschiffes in Sicht. Durch bengalische Lichter wurde hinübersignalisiert, daß wir einen Piloten wünschten, bald sahen wir ein Ruderboot auf uns zukommen und einen wohlbeleibten Lotsen, gefolgt von mehreren jüngeren Herren, welche die Gelegenheit benutzen wollten, um nach Kalkutta zurückzukehren, und einer größeren Dienerschaft, die

schwankende Strickleiter emporklettern. Die Kalkutta-Lotsen stehen in dem Rufe, die besten und teuersten der Welt zu sein, und so entpuppten sich auch diese Herren nicht als grimme Seebären, wie wir uns gewöhnlich die Piloten vorstellen, sondern als vollkommene Gentlemen, die uns willkommenen Aufschluß über Kalkutta und einige dortige Verhältnisse gaben. Begierig stürzte ich mich auf die mitgebrachten Zeitungen und ersah daraus den Fall von Liaoyang. Gottlob, Port Arthur stand noch.

In der Nähe der Küste flaute die Brise ab und es wurde merklich wärmer, sodaß ich es vorzog, meine Lagerstatt an Deck einzurichten, da es in der Kabine nicht auszuhalten war.

Als wir am Montag früh (den 19. September) erwachten, befanden wir uns auf dem Houghly River, vorläufig noch breit wie ein See mit flachen uninteressanten Ufern. Der Wärmemesser im Kartenhause stieg auf 36 Grad Celsius, jeder hatte sich sein leichtestes Zeug angezogen, alle Fächer wurden in Bewegung gesetzt, und ich bedauerte die armen Maschinisten, die bei dieser Temperatur an den Kesseln hantieren mußten. „It is packing hot", bemerkte einer von den jüngeren Piloten. Langsam und vorsichtig fahren wir stromaufwärts, denn das Fahrwasser ist wegen des treibenden Sandes äußerst gefährlich und täglich muß der Wasserstand von Station zu Station telegraphisch signalisiert werden.

Nach und nach wird der Fluß schmäler, die Ufer rücken näher zusammen und werden interessanter, obwohl das Land flach wie ein Kuchen ist. Zahlreiche Dörfer inmitten einer reichen tropischen Vegetation kommen in Sicht. Fleißige Hindukulis, meist spindeldürre Gestalten von dunkler Hautfarbe mit großen Strohhüten oder Turbanen stehen in den Reisfeldern und in den Jute-Plantagen, deren dichtes buschiges Grün sofort auffällt. Der Fluß ist von zahlreichen Fischerboten belebt. Die Ruderer, fast ganz nackt, vielfach jedoch mit einem Sonnenschirm bewaffnet, stehen auf den weit über das Wasser ragenden Bootenden, wie die Gondoliere in Venedig. Immer häufiger werden die Häuser, wir kommen an zahlreichen Fabriken, Ziegeleien und Jutespinnereien vorbei, deren Architektur mit den flachen Dächern mich an alte, in der Kindheit gesehene Abbildungen, ich glaube Zigarrenkisten-Etiquettes, erinnert. „That is the big Botanical Garden", sagt mir einer von den Lotsen, auf das dichte Buschwerk am Flusse linker Hand zeigend. Auf der anderen Seite erscheinen große Docks. Wir sind in Kalkutta.

XVII.

Die Hitze wird immer schlimmer. Im Kartenhause zeigt das Thermometer 38 Grad Celsius. Über der Landschaft liegt ein schwefelgelber Schein, als sollte gleich ein schweres Gewitter ausbrechen oder als betrachte man die Natur durch eine gelbe Scheibe. Langsam nähert sich die „Nippon" dem Kiddspore-Dock, wird dann durch ein Schleusentor

bugsiert und geht in den inneren Hafen, was eine geraume Zeit des Wartens in Anspruch nimmt. Endlich wird festgemacht. Wir können den heiligen Boden Indiens betreten.

Wieder beschlich mich ein Gefühl der Enttäuschung. Ich hatte mir die Anfahrt zu dem alten berühmten Kalkutta monumental großartig vorgestellt, hatte von einer Uferfront mit blinkenden Palästen geträumt, und nun die öden Docks, die dicke, feuchte Luft — und die Hitze!

Ja, aber nun wohin mit der Freud'? Ich durchschritt das Dock, auf dem sich kein Zöllner, nicht einmal ein Hund sehen ließ, und ich hätte alle Schätze Chinas nach Indien hineinschmuggeln können. Ich befand mich in einer langen, schattigen Vorstadtstraße, und prüfend schaute ich mich um, ob nicht eine Rickshaw oder ein Wagen des Weges käme



Calcutta: Am Brunnen.

und mich mitnähme. Schließlich, als sich kein Gefährt blicken ließ, wandte ich mich nach links und wurde bald von dem neuen malerischen Straßenbilde gefangen genommen. Es war um die Stunde, wo die Hindus zu den Brunnen gehen, um Wasser zu holen, und um die Hydranten der Wasserleitung standen sie in Scharen mit ihren blanken, urnenartigen Gefäßen. Die dunkelfarbigen Weiber in ihren eigenartigen bengalischen Kostümen, bei denen ein Teil der Brüste frei bleibt und von dem Hinterkopfe ein dünnes Tuch wie ein Schleier nach hinten fällt, über und über mit Ringen, Armbändern, Spangen und Halsketten bedeckt, balancierten graziös die gefüllten Krüge auf den Köpfen und standen schwatzend in Gruppen umher. Die Vorliebe der Hinduweiber für Schmuckgegenstände fällt dem Fremden sofort ins Auge. Die Unterarme sind vom Handgelenk bis fast

hinauf zum Ellbogen mit Armbändern, oft aus kostbarem Material, bedeckt, die Finger mit Ringen geschmückt. Viele tragen sogar an den Fußgelenken silberne Spangen und haben Ringe an den Zehen. In den Ohren genügt selten ein Ring, sondern die Hindus durchbohren gern die obere Ohrmuschel am Rande, um sie zu Trägern von goldenen Ringen, Knöpfen etc. zu benutzen. Bei den meisten Frauen habe ich auch Ringe in der Nase gesehen, die jedoch nicht in der Mitte, sondern unten im rechten oder linken Nasenflügel durchbohrt wird. Die Männer tragen meistens den Turban und ein lose um die Hüften und über die Schulter geschlungenes Tuch.

Ich kann es nicht unternehmen, die verschiedenen Kasten in Indien mit ihren Eigentümlichkeiten in Kleidung und Gebräuchen zu schildern. Dazu gehört ein Aufenthalt von Jahren im Lande, und der Neuankommende steht verwirrt dieser Mannigfaltigkeit von Typen und absonderlichen Gebräuchen gegenüber. Selten trifft man zwei Indier hintereinander, die dieselbe Haartracht haben, und jeder kleine Unterschied darin hat seine besondere Bedeutung. Aufgefallen sind mir besonders die Brahminen, eine höher stehende Kaste, die sich die Stirn mit weißer oder roter Farbe anmalen und einen roten Klecks über der Nase zwischen den Augen tragen. Die Weiber färben sich den Scheitel rot. Unter den Leuten sieht man außerordentlich feine wohlgebildete Gesichter, denn die Indier gehören zur arischen Rasse, haben denselben Nasen- und Augenschnitt wie wir Europäer. Oft blieb ich erstaunt auf der Straße stehen, wenn ich einen Ochsentreiber mit würdigem Barte sah, der in seinem Gesichtsschnitt auf ein Haar unserem Stadtrat X. glich. Viele Gesichter frappierten durch edlen und intelligenten Ausdruck, wogegen die dürftige Kleidung und niedrige Art der Beschäftigung merkwürdig abstachen.

Weiter fortschreitend in der besagten Vorstadtstraße traf ich endlich auf eine Garrey, indische Droschke mit kastenförmigem Aufsatz, und gebot dem Hindu-Kutscher, der halbnackt mit einem roten Fes auf dem Kopfe oben auf dem Bocke thronte, mich nach dem Hotel Continental zu bringen. Erst dann merkte ich, daß ich grade in der entgegengesetzten Richtung gegangen war.

Wie wir an dem großen Maidán entlangfuhren — das klapprige Fuhrwerk ging schrecklich langsam — konnte ich aus Kalkutta nicht recht klug werden und hatte anfangs die Empfindung, daß die Stadt nicht recht fertig sei. Der Maidán ist ein riesiger freier Platz mit grünen Wiesen und schattigen Alleen und wird mit Recht „die Lunge von Kalkutta" genannt. Hier befindet sich der Platz für die Pferderennen, große Spielplätze für Cricket, Fußball und Tennis und herrliche Spazierwege für Fußgänger, Reiter und Fuhrwerke. Erst als wir das Fort passiert hatten und an dem Edengarten vorbei waren, fingen die Häuser an. In dem Houghlyflusse lagen zahlreiche Dampfer und Segelschiffe, ein reger Verkehr wogte durch die Straßen, welche wir durchfuhren, elektrische

Bahnen kreuzten unseren Weg und allmählich wurde ich gewahr, daß ich mich in einer Millionenstadt befand. Natürlich hatte mein Rosselenker keine Ahnung, wo das gewünschte Hotel lag, und irrte durch die Straßen, bis ich kurz entschlossen einen europäischen Passanten nach dem Wege fragte. Wenige Minuten später war ich auf der Chowringhee und trug meinen Namen in das Fremdenbuch des Hotel Continental ein.

Den Gasthöfen in Indien kann ich nur Gutes nachsagen. Sie sind sauber, gut und überraschend billig. Man zahlt für ein Zimmer mit voller Verpflegung durchschnittlich 5 Rupien pro Tag, was ungefähr 7 Mark in deutschem Gelde entspricht. Für die Benutzung des elektrischen Ventilators über dem Bette, ohne welchen in Indien um diese Jahreszeit eine Nachtruhe undenkbar ist, wird eine Gebühr von einer Rupie pro Tag erhoben. Mit jedem Zimmer ist Retirade und Badewanne verknüpft. Nachts schläft vor jeder Türe ein indischer Diener, in der Regel hält sich jeder Hotelgast seinen eigenen Diener. Auch mir bot sich für den kurzen Aufenthalt in Kalkutta ein Diener an, und ich hatte es nicht zu bereuen, mir seine Dienste zu sichern. Der Hindu, ein ordentlicher Kerl, war aus Kalkutta gebürtig, sprach vorzüglich englisch, da er 5 Jahre lang als Schiffssteward auf englischen Dampfern gefahren war. Bei meinen Streifzügen durch die Stadt war er mir ein zuverlässiger Führer, er regelte die immer so schwierige Bezahlungsfrage mit den Fuhrleuten und machte mich auf sehenswerte Punkte aufmerksam, die ich sonst wohl schwerlich gefunden hätte. Allmählich gewöhnte er sich an die Handhabung meiner Camera und hatte stets die richtige Plattennummer bei der Hand. In seinem weißen Turban sah er sehr stattlich aus. Er erzählte mir manches über die Gebräuche und Religion der Hindus, machte mich auf die verschiedenen äußeren Unterschiede der Kasten aufmerksam — und bezog den fürstlichen Lohn von einer Rupie pro Tag.

Nachdem ich mich im Hotel installiert hatte, unternahm ich einen Orientierungsspaziergang durch die nächstliegenden Straßen der Stadt. Ich schlenderte am Chowringhee entlang, nach der schönen Straße, Government place genannt, und bewunderte die wundervollen Löwentore vor dem Palais des Gouverneurs. In der Agentur von Thomas Cook and Son, dem weltberühmten Reisebureau, erkundigte ich mich nach verschiedenen Sehenswürdigkeiten und beauftragte die Leute, mein Gepäck vom Dampfer ins Hotel zu schaffen, was sie auch prompt und billig besorgt haben. In der sauberen Konditorei von Peliti erfrischte ich die lechzende Zunge durch kühlende Getränke, die in Kalkutta gut und wohlfeil sind. Ich kann nicht beurteilen, wie die Lebensverhältnisse für einen ständigen Einwohner von Kalkutta sind, ich als Durchreisender habe alles verhältnismäßig billig gefunden und bin nie übervorteilt worden.

Am nächsten Morgen war ich früh auf den Beinen. Trotz der elektrischen Punkha war es fast unerträglich heiß in meinem Zimmer

gewesen, außerdem störte mich der Lärm von den elektrischen Straßenbahnwagen, die dicht unter meinem Fenster bis spät in die Nacht vorbeifuhren. Einer von diesen Wagen brachte mich in die Nähe des zoologischen Gartens, einer Sehenswürdigkeit von Kalkutta. In der Tat ist der Garten sehr hübsch angelegt und gibt unseren zoologischen Gärten in größeren europäischen Städten nur wenig nach, nur daß natürlich die Vegetation und die Anlagen ein ungleich schöneres Milieu für die Schaustätte wilder Tiere abgeben, als daheim im kalten Europa. Kalkutta ist ein Hauptexportplatz für wilde Tiere, an Material für einen zoologischen Garten fehlt es also nicht. Dazu kommt noch, daß einige von den reichen Rajahs und indischen Nabobs durch große Stiftungen, sei es von Tieren oder von Gebäuden, viel dazu beigetragen haben, das Ganze wirklich großartig zu gestalten.

Es war köstlich, an dem taufrischen Morgen durch diesen Garten zu wandern, in dem ich der einzige Besucher war. Der Garten ist überaus sauber gehalten, und malerisch liegen die einzelnen Tierhäuser in dem üppigen Grün, vielfach von hübscher, origineller Architektur.

Die einheimischen Tiersorten sind natürlich auf das reichhaltigste vertreten. Nie habe ich eine Sammlung so prächtiger Tiger, Panther und Leoparden gesehen, nie eine buntere Varietät von Papageien oder Kakadus, wie in Kalkutta. Am meisten fesselte mich das Reptilienhaus. In tiefen, mit sauberen Fliesen ausgelegten Bassins lagen träge die großen schwärzlichen Krokodile. Ein Wärter warf Frösche hinunter und sofort kam Leben in die Bestien. Gierig den großen Rachen öffnend und mit dem Schwanze wackelnd, ging es hinter dem unglücklichen Frosche her, der vergebens versuchte, einen Halt an der glatten Fliesenwand zu gewinnen. Schnapp, und er war in dem Rachen des Krokodils verschwunden. In drahtvergitterten Kasten an den Wänden lagen die Schlangen, darunter gewaltige Exemplare. Mit Interesse sah ich mir die kleine Cobra an, deren giftigem Bisse alljährlich Tausende von Indiern zum Opfer fallen, wobei nichts zur Verminderung dieser Landplage geschieht, da die Religion dem Hindu das Töten von Tieren verbietet. Der Wärter ging ohne Furcht in den Käfig der Cobra hinein, hob sie in die Höhe, wobei sie unter zischendem Geräusch die gespaltene Zunge ausstreckte. Ungemütliche Tiere, diese Cobras, namentlich wenn sie abends in die Häuser kommen und man im Dunkeln versehens auf eine tritt. Ihr Biß ist, falls nicht sofortige Hilfe kommt, fast immer tödlich, und in ein bis zwei Stunden stirbt der Gebissene unter schrecklichen Schmerzen. Lustiger und erfreulicher ist der Besuch des Affenhauses, wo namentlich ein großer Orang-Utang (malayisches Wort, das auf deutsch „Menschenaffe“ bedeutet) durch seine komischen Gebärden das Publikum erheitert. Oben in dem einen Käfig macht ein absonderlich aussehender Affe einen solchen Radau, daß einem die Ohren gellen und man froh ist, wieder im Freien zu sein.

Draußen sind große Teiche, die mit Ibissen, Flamingos, Enten etc. belebt sind. Hoch oben in der Luft kreisen Falken und Habichte, ausspähend, ob sie nicht ein junges Entchen erwischen können. Es gibt von diesem Raubzeug Tausende in Kalkutta, am Chowringhee ist bisweilen die Luft schwarz von ihnen, aber es sind nützliche Tiere, die wunderbar die Straßen von allen Abfällen reinigen, welche von den Eingeborenen vor die Türe geworfen werden. Sie tun keinem Menschen etwas zu Leide und werden daher geschont.



Calcutta: Oberkellner im Hotel Continental.

Hochbefriedigt langte ich um 10 Uhr in meinem Hotel an und ließ mir das vortreffliche Breakfast gut schmecken. Kalkutta hat vorzügliche Märkte, auf denen täglich Fleisch, Gemüse uud Früchte zu lächerlich billigen Preisen dargeboten werden, daher ist auch alles, was auf den Tisch kommt, frisch und gut. Bei Tisch fielen mir die bedienenden Hindus mit ihren pompösen Turbanen auf. Der Oberkellner mit stolzem, schönem Gesicht sah aus wie ein Fürst und gern war er es zufrieden, daß ich ihn in dem Lichthofe des Hotels vor der Statue der drei Grazien abkonterfeite.

XVIII.

Wer in Kalkutta war und nicht den Himalaya sah, der ist kein echter Tourist. Schon in Shanghai hatte ich fleißig in Murreys Reisehandbuch von Indien gelesen und war betroffen von den Ausdrücken des Entzückens, mit denen sich der sonst so nüchterne und praktische Führer über Darjeeling und seine Umgebung äußerte, und schon damals keimte in mir die Lust „the grandeur of the scenery, which cannot be

described in words" zu schauen und auf „dem Dache der Erde", dem Himalayagebirge, herumzuklettern. An Bord wurde dieser Plan vielfach erörtert, und überall wurde mir das Lohnende dieser Partie bestätigt. So ging ich denn entschlossen zu Cook, belegte einen Platz zweiter Güte und langte um zwei Uhr mit einigem Gepäck und den unvermeidlichen Cameras an der Soldah-Station an. Mit mir erschien Freund Englishman, der Fromme, auf der Bildfläche, und ich war froh, einen Reisegefährten zu haben. Auf dem Bahnhofe, wo alles, wie Gepäckbeförderung etc., mit bemerkenswerter Pünktlichkeit vonstatten ging, hatten wir zunächst ein kleines Fegefeuer zu bestehen, denn in der geschlossenen Bahnhofshalle herrschte eine Hitze, die ich wohl nicht zu hoch auf 40 Grad Réaumur taxierte. Wegen Überfüllung des Zuges hatte man uns in die erste Klasse gesteckt, und an dem sauberen, bequemen Waggon war nicht das geringste auszusetzen. Vor der Abfahrt fragte uns der Kondukteur, ob wir für den Abend Schlafwagen wünschten, worauf unsere Namen gegen ein kleines Entgelt nach Sara Ghat telegraphiert wurden. Ferner machte er uns auf die Eßgelegenheiten aufmerksam und sagte uns, daß, im Falle wir zu dinieren wünschten, dieses kostenfrei nach der betreffenden Station gemeldet werden würde. Ich muß gestehen, dieses imponierte mir, so weit haben wir es auf unseren Bahnen im zivilisierten Deutschland doch noch nicht gebracht.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, wir verließen den Backofen von Station und ein frischer Luftzug wehte von außen herein.

Die Fahrt durch die bengalische Tiefebene bietet wenig des Interessanten. Das Land ist flach, wie ein Billard und steht überall unter hoher Bodenkultur. Weithin erstrecken sich die Reisfelder in ihrem hellen Grün, dazwischen sieht man Palmengruppen, unter denen die Kokos- und Dattelpalme dominieren, letztere mit pfropfenzieherartig gedrehtem Stamm. Niedrige mit Palmenstroh gedeckte Hütten und kleine Dörfer kommen in Sicht, davor steht die Hindubevölkerung in ziemlich mangelhaften Kostümen. Die Jüngsten sind ganz nackt, nur einige haben silberne Kettchen um die Lenden, an denen ein kleines Medaillon zur Deckung ihrer Blöße hängt.

Der Zug fährt mit anerkennungswürdiger Geschwindigkeit, etwa 50 Kilometer pro Stunde und in 3³/₄ Stunden ist Dumukden Ghat erreicht, wo uns das Fährboot, ein geräumiger Dampfer, aufnahm, um uns in 30 Minuten über den Ganges zu bringen. An Bord war das Dinner bereit, ohne Zeremonie setzten wir uns an den gedeckten Tisch, und schnell hintereinander wurden uns Suppe, Bequet, ein sehr wohlschmeckender Flußfisch, Braten, Geflügel, Currey und Reis und süße Speise serviert. Mit uns im Zuge reiste ein indischer Fürst, ein hochgewachsener, ziemlich hellfarbiger junger Mann mit etwas arroganten Manieren und sinnlichen Gesichtszügen. In seinem zahlreichen Gefolge befanden sich auch seine Frauen, die nach indischem Ritus niemand sehen durfte. Sie wurden

daher in fest geschlossenen Sänften auf und vom Dampfer getragen, und beim Einsteigen in den Waggon wurde mit Stangen und Leinewand ein Vorhang konstruiert, sodaß tatsächlich niemand imstande war, den schönen Rajah-Frauen verliebte Blicke zuzuwerfen. Der Titel des Fürsten war: Bejoye Chand Mahtab Maharaj-Adhiraz of Burdwan. Er schien ein großes Tier zu sein, denn als wir später ins Gebirge kamen, wurde er von Deputationen und Schulen mit Fahnen und Hurrahrufen begrüßt.

Als wir auf dem anderen Ufer des Ganges in Sara Ghat anlangten, war es bereits dunkel. An den Coupés erster und zweiter Klasse waren die Namen der glücklichen Inhaber von Schlafwagenplätzen angeschlagen und auch die unsrigen waren bald gefunden. Auf der Station herrschte ein reges Leben und Treiben, da hier der Ausgangspunkt mehrerer Bahnlinien ist, welche strahlenförmig nach Norden auseinander gehen. Überall liefen die schwarzen Händler mit Erfrischungen umher. Auf ihren Tabletts bemerkte ich kleine Päckchen, die in grüne Blätter eingewickelt waren. Diese Päckchen enthielten Betelnüsse, jenes bekannte Reizmittel, das von allen Völkern in Indien und Ceylon gekaut wird und Zähne und Speichel rot färbt. Das Kauen von Betelnüssen soll anregend und erfrischend wirken und ist keine Belästigung für die Mitmenschen, denn eine Betelnuß kauende Person riecht ganz angenehm und hat nichts mit dem beleidigenden Geruche Knoblauch essender Chinesen gemeinsam.

Die Nacht im Schlafwagen verging leidlich. Trotz der offenen Fenster war es drückend heiß und der Schlaf unruhig, aber ich habe in meinem Leben schon schlechtere Nächte auf der Eisenbahn zugebracht. Um 6 Uhr morgens erreichten wir Jalpaiguri, wo mit Rücksicht auf die teebedürftige Menschheit genügend Aufenthalt vorgesehen ist, um sich die Füße zu vertreten und eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Eine Stunde später erreichten wir Siliguri und erblickten zum ersten Male am nördlichen Horizonte eine bläulich schimmernde Bergkette von beträchtlicher Höhe. Es waren die Vorberge des Himalaya.

In Siligari wurde der Zug gewechselt. Etwas abseits von der Station stand das Beförderungsmittel, das uns in 6 Stunden 7000 Fuß hoch nach Darjeeling bringen sollte. Wie ein Spielzeug erschien mir die Miniaturlokomotive und die niedlichen, kleinen, zum Teil offenen Waggons, die lebhaft an Straßenbahnwagen erinnerten. Die Spurweite der Bahn beträgt nur 2 Fuß. Ich hatte eine Art Zahnrad — oder Drahtseilbahn erwartet und konnte mir nicht recht vorstellen, wie dieses winzige „Bähnele“ uns durch die Wolkenregion zu luftigen Höhen befördern sollte. Später aber bekam ich einen gewaltigen Respekt vor der Leistungsfähigkeit dieser kleinen Maschine, die unverdrossen den Weg in die Höhe kroch und dabei eine anerkennenswerte Geschwindigkeit entwickelt.

Wir nahmen in einem offenen Abteil Platz und verstauten mit Mühe das Handgepäck unter den niedrigen Bänken. Mäntel und Plaids wurden

aufgerollt, denn wie uns gesagt worden war, stand uns ein gewaltiger Temperaturwechsel bevor und von den Tropen sollten wir in wenigen Stunden in ein Klima gelangen, das demjenigen von Süddeutschland gleicht.

Das Leben auf dem Bahnhofe bot ein ungewohntes fesselndes Bild. Der vollständige Wechsel in dem Typ der eingeborenen Bevölkerung hatte etwas ungemein Überraschendes an sich. Es war, als sei man nicht eine Nacht, sondern tausend Meilen von Calcutta entfernt. An Stelle der Hindus waren die verschiedenen Bergvölker des Himalaya getreten, über deren buntes Durcheinander ich mir vor der Hand keine Rechenschaft zu geben vermochte. Auffallend war der mongolische Typus der Leute, der hier vorherrschte, und zum ersten Male erblickte ich Tibetaner mit ihren geschlitzten Augen und Haarzöpfen, vollkommen den Chinesen ähnlich, nur in der Kleidung von diesen unterschieden. Charakteristisch ist der braune Filzhut, dessen verzierte Krämpe nach außen gekehrt wird.

Die Gegend, welche wir zunächst durchfuhren, der Rest der Ebene, die in sanfter Steigung an die Vorberge des Hindus herangeht, ist absonderlich, die Stimmung der Landschaft ist schwer zu definieren. Dichte Wälder wechseln ab mit Sümpfen, der Brutstätte des Malariafiebers. Mancher Jäger, der hier auf die Jagd nach großem Wild ging, hat sich in wenigen Stunden die tückische Krankheit geholt, die man nicht so leicht wieder los wird. In den dichten Dschungeln gibt es jede Art von Wild, namentlich Elephanten, bengalische Tiger, Leoparden und Pumas. In einem Gehöfte an der Bahnstrecke sahen wir einen riesigen gefesselten Elephanten, der wohl erst kürzlich gefangen war und seiner Zähmung entgegensah. Zu diesem Zwecke werden die wilden Elephanten mit den zahmen zusammengebracht und gewöhnen sich schnell an die neuen Genossen und an ihre Wärter. Der Fang und die Zähmung von Elephanten bildet einen lohnenden Erwerbszweig für die Eingeborenen, da für ein gezähmtes Tier etwa 800 Rupien gezahlt werden.

Die Eingeborenen sind die Mechis, ein häßlicher, dunkelfarbiger Nomadenvolksstamm, die sich ein Stück Urwald oder Dschungel urbar machen, selten aber länger als ein Jahr an derselben Stelle bleiben. Man sollte es nicht für möglich halten, daß überhaupt Menschen in diesen Fiebergegenden existieren können, und doch vertragen die Mechis das Klima ausgezeichnet und fühlen sich nirgends wohler, als hier in ihren Sümpfen, wo ein Europäer bald dahingerafft sein würde. In den Bergen, wohin sie sich bisweilen als Arbeiter auf die Teeplantagen verdingen, pflegen sie rasch an Lungenentzündung einzugehen.

Den Fluß Mahanadi überschritten wir auf einer neuen eisernen Brücke. Unten im Flußbette bemerkte ich einige große Geier bei ihrer Mahlzeit, welche sich durch die Annäherung des Zuges nicht stören ließen.

Bei der Station Suckna fängt die Steigung an, und jetzt begann eine Fahrt, so großartig und voll überraschender und überwältigender Schönheit, daß sie sich unvergeßlich meinem Gedächtnisse eingeprägt

hat. Jetzt zeigte die kleine Maschine, was sie leisten konnte, pfauchend fuhr sie in den dichten Wald. Bald wand sie sich nach rechts, um gleich darauf eine scharfe Linksbiegung zu machen, sodaß man von der Mitte aus den Zug bald als einen vollständigen Halbkreis, bald als eine Schlangenlinie sah.

Uns umfängt der Waldeszauber. Dichte Farren hängen von dem Felsgestein herab, fast die Dächer der Wagen streifend. Gewaltige Urwaldriesen, insbesondere Mahagonibäume beschatten den Weg. Um die Stämme derselben haben sich vielfach großblätterige Kletterpflanzen heraufgerankt, als wollten sie wie eine boa constrictor den dicken Stamm ersticken. Dazwischen wiegen Königs- und Betelpalmen ihre gefiederten Wedel. Bunte seltene Blumen stehen am Wege und zwischen ihnen flattern schillernde Schmetterlinge in den prächtigsten Farben. Von den Ästen der Bäume hängen Lianen und seltsam geformte Orchideen herab. Die Flora des Himalaya muß ein Paradies für den Botaniker sein, denn dort findet er auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke alles — von den Tropen bis zu den unwirtlichen Regionen des ewigen Schnees.

Der Zug arbeitet und pustet rastlos in die Höhe, etwas mehr als 1000 Fuß in der Stunde an Steigung überwindend. Nach kurzer Fahrt erheben wir uns über die Reihe der ersten Vorberge, schauen in die Täler hinab und bewundern die üppige, jungfräuliche Vegetation. Allmählich kommen wir in das Bereich der Teeplantagen und hier sah ich zum ersten Male die endlosen Reihen der grünen Sträucher, die aus einiger Entfernung so aussehen, wie große Preißelbeerstauden. Die Teekultur im Himalaya hat in den letzten zwanzig Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen und macht Ceylon böse Konkurrenz, wenn auch die Qualität des Himalaya-Tees der von Ceylon bedeutend nachsteht.

Ein Merkpfahl mit der Aufschrift „Elevation 2000 Feet" zeigt uns, wie weit wir über Kalkutta erhaben sind, aber dessen ungeachtet strebt unsere kleine tapfere Lokomotive weiter aufwärts. Die Bahn ist wirklich ein technisches Wunderwerk. Hier fahren wir unter einer Brücke hindurch, beschreiben eine Schleife von denkbar kleinstem Radius und sausen einige Minuten später über dieselbe Brücke hinweg. An einer anderen Stelle winden wir uns in einer Spirale den Berg hinauf und sehen mehrere 100 Fuß unter uns das Schienengeleise, auf dem wir kurz zuvor entlang gefahren sind. Bei besonders steilen Stellen sind sogenannte „sidings" vorgesehen, bei welchen die Bahn einen Zickzack beschreibt, d. h. erst vorwärts, dann ein Stück rückwärts, dann wieder vorwärts geht, jedes Mal über eine Weiche geleitet, scharf ansteigend.

„Elevation 3000 Fuß". Wir kommen in das Bereich der Wolken. Erst schweben sie in kleinen Fetzen dicht über uns, bald sind wir mitten darin, und ein unangenehmer Nebel hüllt die Landschaft ein, der sich bald zu einem soliden Regen verdichtet. Es ist wesentlich kühler geworden. Regenmäntel werden angezogen, die man keineswegs unangenehm empfindet.

In Kurseong, 4850 Fuß hoch, sind wir endlich durch die Nebelschicht hindurch und schüchtern wagt sich wieder die Sonne hervor. Auf dem Bahnhofe stehen Schulkinder in Festgewändern mit Fahnen und Girlanden, um den durchreisenden Rajah zu begrüßen. Ein gutes Frühstück stärkt uns für die Weiterreise. Gegen Mittag sind wir in Ghoom, 7500 Fuß hoch, der höchsten Eisenbahnstation der Welt. Auf der Station kamen zahlreiche Bettler an den Zug, darunter der bekannte Nepalesische Zwerg, ein kleines Männchen mit langem schwarzen Bart und nicht unschönen Gesichtszügen. Die Hexe von Ghoom, ein uraltes Mütterchen mit runzligem Gesicht, die jeder Besucher von Darjeeling kannte, ist vor kurzem gestorben. Ich habe später ihre Photographie gesehen und muß zugeben, daß die Alte ein Original gewesen sein muß.

Hell und freundlich schien jetzt die Sonne und übergoß die Höhenlandschaft mit einer Fülle von Licht. Tief unten in den Tälern lag die Wolkenschicht, durch die wir vorher gefahren waren. An den bewaldeten Bergen, deren Pflanzenwelt nichts Tropisches mehr an sich hatte, hingen kleine Wolkenschäfchen, während die Seite, wo wir die schneebedeckten Bergriesen vermuten konnten, durch einen Nebelvorhang abgeschlossen war.

Von Ghoom aus geht die Bahn ein Stück bergab. Nach kurzer Fahrt erscheinen zahlreiche Häuser und Villen, die kokett aus dem Waldesgrün herüber zu winken scheinen. Eine Biegung des Weges — und plötzlich sehen wir Darjeeling in seiner ganzen Ausdehnung vor uns, das in entzückender Lage sich über den sanft abfallenden Bergrücken erstreckt. Wäre man nicht im Himalaya mit den fremden Völkertypen um sich, so könnte man meinen, man nähere sich einem europäischen Bade- oder Touristenorte, so sehr erinnert die Lage von Darjeeling etwa an Wengernalp in der Schweiz oder an Bad Nauheim, wenn man sich letzteres in ein Hochgebirge verpflanzt denken würde.

XIX.

Auf der Station herrscht reges Leben und Treiben. Portiers mit den Namen ihres Hotels am Mützenschirm nehmen die Fremden in Beschlag, dunkelfarbige Gepäckträger im Turban, Fez, der kleinen malayischen gestickten Kappe, oder baarhäuptig laufen geschäftig umher. Zehn Minuten später bin ich im „Woodlands Hotel“ komfortabel untergebracht. Vom Himmel schien die Sonne freundlich und warm, vermochte aber nicht die Wolkenschicht zu vertreiben, die sich in den tiefer liegenden Regionen des Tales eingesackt hatte. Einzelne Wolkenpartien hingen an den gegenüber liegenden Bergen, wie der Rauch einer Lokomotive, welcher sich in einem Walde verfangen hat. Es war daher schwierig, sich über die Lage von Darjeeling ein vollständiges Bild zu machen.

Auf die Frage des beturbanten Hausdieners mit mongolischen Gesichtszügen, „ob ich ein Feuer in meinem Zimmer wünsche“, blickte ich ver-

wundert auf; als ich jedoch später aus dem Badezimmer kam, wo ich mich von dem Staube der Reise gesäubert hatte, da spürte ich doch, daß es ziemlich kühl war, und ließ mir die beiden wollenen Decken in meinem Bette gefallen.

Dieser Wechsel von Kalkutta, einem der heißesten Plätze der Erde nach Darjeeling, 7000 Fuß hoch im Gebirge, in 21 Stunden hat etwas Überraschendes, Feenhaftes an sich. Man wird an die goldene Kinderzeit erinnert, wo man in der Märchenwelt lebte und mit Siebenmeilenstiefeln reiste, um bald in Alladins Wunderland zu sein, bald in den arktischen Regionen Eisbären jagte. Wie ich am Nachmittage im Tuchanzuge und



Darjeeling in Wolken.

Flanellwäsche ins Freie trat und kühl um mich die ziehenden Nebel wallten, da mußte ich unwillkürlich lächeln, wenn ich an die Glutofenhitze auf der Seldah-Station in Kalkutta — erst 24 Stunden der Vergangenheit angehörig — dachte. Darjeeling ist das Paradies für solche Maler und Photographen, welche Wolkeneffekte lieben. Die Szene, als uns gegen Sonnenuntergang ein Chaos von kleinen Wolken umgab, zwischen welchen das Blau der Berge phantastisch hindurchschimmerte, von dem scheidenden Tagesgestirn rötlich beleuchtet, war unbeschreiblich schön. Ein ganz eigenes Gefühl überkam mich. Es war, als schwebte man mitten unter Wolken in dem schrankenlosen Äther und als müßte man sehnsüchtig die Arme ausbreiten, um herüber nach jener Bergeshöhe zu gelangen. Die physikalische Erklärung für derartig extravagante Luftreiseprojekte ist nicht schwer, denn in Darjeeling, 7000 Fuß hoch,

ist die Luft schon wesentlich dünner, als in der Ebene. Man fühlt das besonders beim Berganstéigen, wobei man in der ersten Zeit mit dem Atem zu kurz kommt und keucht, als wenn man asthmatisch wäre.

In der Dämmerung unternahm ich einen Spaziergang und sah mir einen Teil von Darjeeling an, das sich meilenweit ausdehnt. In der Nähe des Darjeeling-Klubs ist eine Straße mit europäischen Verkaufsläden, genau in demselben Stil, wie wir sie in deutschen Badeorten, wie etwa Salzbrunn, Kissingen etc. haben, wo man Schnitzereien, Ansichtskarten, Briefbeschwerer mit Photographien, Geweihe etc. bekommt. Auch die Apotheke hatte den charakteristischen badeortsmäßigen Anstrich. Leider waren schon alle Läden geschlossen. Von unten tönte Musik herauf, die aus einem großen, elektrisch beleuchteten Gebäude kam. Es war der Skating Rink, die Rollschuhbahn, ein Sport, dem hier als Ersatz für das fehlende Schlittschuhlaufen stark gehuldigt wird.

Trotz der Höhe, auf der Darjeeling liegt, auf der in Europa nichts mehr wachsen würde, ist die Vegetation üppig entwickelt, wenn auch der Charakter derselben natürlich vollkommen verschieden ist von dem Pflanzenwuchs in der bengalischen Ebene. Dichte Büsche von Rhododendren fassen den oberen Bergweg ein und ein starker aromatischer Duft erfüllt die klare Luft, welcher aus den Blumengärten bei den schönen Villen der wohlhabenden Kalkuttaleute kommt. Für die besser Situierten, die durch ihre Beschäftigung und Stellung an Kalkutta gebunden sind, ist Darjeeling ein beliebter Erholungsort und viele, die es sich leisten konnten, haben sich hier ein gemütliches Nest gebaut.

Abends, als ich um die Dinerstunde in den Speisesaal des Woodland-Hotels trat — „welch' reicher Anblick Stern bei Stern". Nach englischer Sitte, die allen Anforderungen des Klimas Hohn spricht und welcher sich auch in Kalkutta in der heißesten Jahreszeit jeder gebildet sein wollende Sohn Albions ohne Gnade unterwerfen muß, waren alle Herren im schwarzen Frack oder dem Dinner-Jacket mit blendend weißem Busenlatz, während die Damen behufs Abfütterung in ausgeschnitenen Kleidern erschienen waren, über deren Zweckmäßigkeit zum Essen ich mich nicht weiter verbreiten will. Ich in meinem dunkelgrauen Reisehabit kam mir vor wie eine Krähe unter stolzen Raben und hätte nach englischer Auffassung eigentlich vor Scham in die Erde sinken müssen. Ich zog jedoch vor, dieses nicht zu tun, sondern die Leute, die sich freiwillig einem solchen Zwange unterwerfen, zu bedauern. In diesem Zusammenhange wurde mir erzählt, daß es irgendwo an der arabischen Küste in der Nähe von Aden einen englischen Konsul gibt, welcher allein als einziger Europäer unter lauter Eingeborenen wohnt. Der Mann soll jeden Abend, wenn er sich zu seinem einsamen Junggesellen-Diner niedersetzt, sich in „full dress" werfen, wahrscheinlich um die Kultur nicht zu verlernen. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Durchschnittstemperatur in Aden nahe an 30 Grad R. beträgt. —

Unser Kapitän erzählte uns eine lustige Geschichte. In irgend einem englischen Hafen gab er einst an Bord seines Dampfers ein zwangloses Abendessen. Unter den Gästen befanden sich einige Engländer, die natürlich im schwarzen „Smoking" mit gestreiftem Hemde und hohem Stehkragen erschienen. Der Kapitän empfing sie an der Landungsbrücke im weißen Anzuge, denn der Abend war schwül, und wie die Engländer ihn fragend ansahen, wies er auf ein Plakat, das er im Speisesaal hatte anbringen lassen „Smoking strictly prohibited" (Das Rauchen ist streng verboten). Die Engländer verstanden den Witz, der in dem Wortspiele mit „Smoking" lag, was mit allgemeiner Heiterkeit angenommen wurde. Viele Hotels im Osten, wie in Hongkong, Singapore, Kalkutta und Colombo, werden aus dem Grunde des Kleiderzwanges von Deutschen und durchreisenden Touristen, die den Kleiderzwang nicht lieben, vermieden. Auf den englischen Postdampferlinien, wo die Herren jeden Abend im Frack und die Damen in Balltoilette erscheinen müssen, denke ich mir das Reisen in den Tropen höchst ungemütlich.

Wer in Darjeeling etwas von Hochgebirge sehen will, wenigstens in dieser Jahreszeit, der muß früh aufstehen. Als ich am anderen Morgen um 6 Uhr ins Freie trat, da erschaute ich zum ersten Male hoch oben zwischen den Wolken den schneebedeckten Gipfel des Kinchenjunga. Gebannt von der Majestät des stolzen Bergriesen, blickte ich nach oben. Greifbar nahe und doch so fern ragte die zart-weiße Spitze in die klare Morgenluft, von den ersten Strahlen des aufgehenden Tagesgestirnes mit einem rötlichen Schimmer übergossen. Die Form des Kinchenjunga erinnert lebhaft an den schönsten aller Berge in der Schweiz, die Jungfrau, nur daß seine Proportionen doppelt so groß sind wie die des Schweizer Bergriesen. Es liegt eine unsagbare Majestät in dem schweigenden, alles überragenden Gipfel, den keines Menschen Fuß je betreten hat und der von Anbeginn der Erde auf die werdenden und vorgehenden Geschlechter niederschaut. Der Kinchenjunga, 27000 Fuß hoch, liegt, wie alle die anderen höchsten Gipfel des Himalaya-Gebirges, in Nepaul, während Darjeeling selbst noch zu Bengalien zählt, jedoch hart an der Grenze von Nepaul und Sikkim liegt.

Nun aber hinaus ins Freie mit der Camera, um den günstigen Moment nicht zu verpassen, denn nicht allzu lange gibt der König der Berge seinen Anblick den Sterblichen preis und verhüllt sich hinter Wolken, sobald die Sonne höher steigt und den Tau von den Bergwiesen aufsaugt. Einem intelligenten nepaulesischen Jungen, welcher gut englisch sprach, lud ich meinen Apparat auf und ging durch die Stadt nach dem Observatory Hill, einer Anhöhe, von welcher man ganz Darjeeling übersieht und von wo aus man bei klarem Wetter den schönsten Blick auf den Kinchenjunga und die Schneeberge hat. Ich kam grade noch zur Zeit oben an, um einen letzten Blick von dem weißen Gipfel zu erhaschen, gleich darauf zog sich ein Nebelvorhang davor, welcher nach und nach

die ganze Landschaft einhüllte. Oben auf dem Aussichtshügel befindet sich ein tibetanischer Obelisk, sowie eine Opferstätte, kenntlich an den vielen in den Boden gesteckten Stäben, an denen bunte Papierstreifen hängen.

Auf dem Rückwege besuchte ich den Photographen, Herrn Th. Paar, einen Deutschen, der ein Künstler in seinem Fache ist und die Schönheiten von Darjeeling und dem Hochgebirge in ganz vollendeten Aufnahmen wiedergegeben hat. Herr Paar ist schon viele Jahre in Darjeeling ansässig und erzählte mir interessante Einzelheiten von seinen photographischen Ausflügen in die Region der Eisberge. Seine Aufnahmen vom Kinchenjunga, Mount Everest, sowie von den wunderbaren



Blick von Tiger Hill auf die Kette des Himalayagebirges.

Wolkenstimmungen, die er mit allen Hilfsmitteln der Technik (Perutz farbenempfindlichen Platten, Tele-Objektiven und Lichtfiltern) angefertigt hat, sind Musterbilder der Lichtbildkunst.

In den Nachmittagsstunden pflegt es in dieser Jahreszeit zwar nicht klar zu werden, doch bricht gewöhlich die Sonne durch die Wolkenschicht. Ein Spaziergang um diese Zeit in die untere Stadt, wo sich die Läden und Wohnungen der eingeborenen Bevölkerung befinden, ist hochinteressant. Man hat dort Gelegenheit, die mannigfaltigen Typen zu beobachten, die von allen Seiten nach Darjeeling zusammengeströmt sind und trotz ihrer Verschiedenheit scheinbar ganz friedlich beieinander wohnen. In den zahlreichen Läden bemerken wir Mohammedaner aus Cashmere, Afganistan, Indien und Arabien mit ihren scharfgeschnittenen

Gesichtern und hohen Turbanen, die in ihrer orientalischen Ruhe mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzen und allenfalls durch eine Handbewegung den Fremden einladen, ihre Schätze zu besichtigen. Die Waren aus Cashmere sind wohl einer Besichtigung wert, namentlich die zierlich gearbeiteten Silbersachen, Waffen, dann verschiedene Felle und Boas, Parfümerien etc. Um nicht zu sehr übervorteilt zu werden, muß der Fremde etwa zwei Drittel des anfangs geforderten Preises abhandeln und hat dann in der Regel noch zuviel bezahlt. Ich erstand mir einen sehr praktischen breitkrämpigen Wollhut, der eine Spezialität vom Himalaya bildet und jede Witterung verträgt. Tiger- und Leopardenfelle



Butheas im Hochgebirge.

sind hier in schönen Exemplaren und zu verhältnismäßig billigen Preisen zu haben.

Die Ureinwohner von Sikkim und dem Distrikt, in welchem Darjeeling liegt, waren die Lepchas, ein einfaches, kräftiges Bergvolk, von heller Gesichtsfarbe. Schon im 15. Jahrhundert wurden sie von den eindringenden Tibetanern hart bedrängt und zum Buddhismus übergeführt. Die tibetanischen Lamas gaben sich große Mühe, die uralte, poetische Sprache der Lepchas auszurotten, indem sie alle Schriften, deren sie habhaft werden konnten, verbrannten, auch begünstigten sie die Vermischung der Lepchas mit den Tibetanern, sodaß heute nur wenige reine Nachkommen der Lepchas existieren.

Am zahlreichsten scheint in Darjeeling das Volk der Butheas zu sein, welche vom südlichen Tibet kommen. Die Leute sind ziemlich robust

entwickelt, haben rein mongolische Gesichtszüge, meist von abstoßender Häßlichkeit. Sie sind ein sittenloses, dem Trunke ergebenes Volk, denen die Gesetze und Moral der Ehe nichts gelten. Trotzdem kann man ihnen einen gewissen Humor nicht absprechen. Sie bilden in Darjeeling die Kuliklasse, vermieten sich als Rickshawzieher, Pferdeknechte, Lastenträger und Schwarzarbeiter jeder Art. Ihre Kleidung und Haartracht gleicht derjenigen der Chinesen. Auch sie tragen einen Zopf und das eigenartige chinesische Schuhwerk. Die Butheas stehen, wie alle Tibetaner, unter der Fuchtel der Priester (Lamas), die den Aberglauben und die Unwissenheit im Volke nähren. Originell sind die tibetanischen Gebetmühlen, „Mani" genannt, bestehend aus einem Stock mit einer runden Walze am Ende, welche gedruckte Gebete von einigen Metern Länge enthält. Diese Gebetmühlen werden herumgedreht und dabei die Worte „Om Mani Padmi Om" beständig wiederholt. Ob diese Gebetmühlen praktischer als die in Europa verwandten Rosenkränze sind, kann ich nicht entscheiden.



Nepaulese.

Ungleich höher in jeder Beziehung stehen die Nepaulesen, die mit einen Hauptbestandteil der heterogenen Bevölkerung von Darjeeling ausmachen. Sie kommen, wie ihr Name besagt, aus Nepaul von den westlichen Bergen und sind ein kräftiges, reinliches, arbeitsames und sympathisches Volk, oft von überraschend schönen Gesichtszügen und intelligentem Ausdruck. Ihre Hauptfarbe kann ich schwer definieren, sie variiert vom satten Braun bis zur Olivfarbe südeuropäischer Völker. So war der Junge, der meine Camera trug, das Bild eines neapolitanischen Bengels mit großen braunen Augen. Auf dem Ohre saß ihm keck die gestickte braunrote Samtkappe, ein prächtiges Modell für einen Maler. Die nepaulesischen Frauen

lieben es, sich überreich mit Ringen und Armbändern zu schmücken und tragen bisweilen ihr ganzes Vermögen in äußerem Schmuck mit sich herum. Namentlich auffallend sind die goldenen Ohrringe von so gewaltigen Dimensionen, daß das durchlöcherte Ohrläppchen nicht imstande ist, allein die Last zu tragen, und daß goldene Kettchen, hinter die Ohrmuschel gelegt, zu Hilfe genommen werden müssen. Ihre Kleidung ist malerisch und sauber.

Rechnet man dazu die Hindus aus der bengalischen Ebene, Europäer und Halfcasts, sowie die Mohammedaner aus aller Herren Länder, die sich in Darjeeling niedergelassen haben, so kann man sich ein Bild von dem Publikum machen, das die Straßen und den Basar der Stadt an jenem Nachmittage belebte. Sie alle zu unterscheiden und in die gehörigen Fächer zu tun, dazu gehört ein jahrelanger Aufenthalt und ein liebevolles Studium aller Einzelheiten.

Der Abend war zauberhaft schön. Von dem klaren tiefblauen Himmel schien silbern der Vollmond und beleuchtete eigenartig die Stadt und die darunterliegenden Wolkenmassen, die sich in der Senkung des Tales eingenistet hatten. Die Luft war frisch, kühl und leicht („crisp" sagt der Engländer), und alles deutete auf einen schönen Tag. Ich bestellte mir daher ein Pony für den nächsten Morgen um 4 Uhr, sowie einen „Sais" (Läufer) und strollte dann in die wunderbare Nacht. Starker Heliotropduft erfüllte die Luft, in den Büschen sangen die Vögel, vom Tale herauf tönte die Musik aus dem Skating Rink. Ehe ich mich versah, hatte ich das Dumdread-Hotel, eine Filiale von Woodland, erreicht und beschloß, dem Leiter derselben, Herrn Alceste C. Righi, einem sehr gebildeten, intelligenten Italiener, einen Besuch abzustatten. Herr Righi zeigte mir einige hoch interessante tibetanische Wanddekorationen, Malerei auf Seide, von so wunderbar subtiler Ausführung, daß man ein Vergrößerungsglas zu Hilfe nehmen mußte, um all die Feinheiten zu erkennen. Die Stücke stammten aus tibetanischen Tempeln und enthielten höchst interessante Darstellungen aus der Religion des Buddha. Ferner sah ich gute Photographien der tibetanischen Teufelstänzer mit ihren grotesken Masken. In der Saison bestellen sich die Hotelwirte diese Tänzer bisweilen zur Unterhaltung ihrer Gäste. In der sehr angeregten Unterhaltung mit Herrn Righi, der die tibetanische Sprache beherrscht, hörte ich viel Interessantes über das Volk und über Expeditionen, die zur Erforschung des Himalaya unternommen worden sind. Der höchste Punkt, bis zu dem Forscher vorgedrungen sind, ist etwa 21000 Fuß. Höher hinauf geht es wohl kaum, da infolge des Mangels an Sauerstoff in der dünnen Atmosphäre Bergkrankheit eintritt und die Kulis absolut nicht weiter gehen wollen.

Gedankenvoll schlenderte ich durch die helle Mondnacht meinem Hotel zu. Wie glücklich sind doch die Menschen, die immer die reine Bergluft und den wonnigen Frieden in diesen paradiesischen Gefilden atmen können, fern von dem hastenden Treiben unserer modernen Welt

mit ihren Kämpfen und Leidenschaften. Im Hotel herrschte noch reges Leben. Man hatte getanzt und draußen auf den Bänken saßen elegante Männer in tadellosen Gesellschaftsanzügen und Damen in Balltoiletten in Gruppen beisammen, nach der Hitze des Tanzsaales die kühle Abendbrise genießend, und die gutturalen Laute der britischen Sprache tönten deutlich zu mir herüber.

XX.

Es war stockdunkel, als am nächsten Morgen gegen 4 Uhr an meine Türe geklopft wurde. Draußen stand ein ruppig aussehender Tibetaner neben einem gesattelten weißen Rosse, das mich in luftige Höhen in die Wunderwelt des Himalaya tragen sollte. Rasch fuhr ich in meine Kleider, verbrannte mir fast die Zunge an dem heißen Tee, stülpte mir meinen Brigantenhut kühn auf die Stirn, und dann ging es hinaus in die frische, fast eisige Morgenluft. Gleich hinter dem Hotel ging der Weg in scharfen Krümmungen ziemlich steil bergan. Der kräftige Gebirgspony, wahrscheinlich ungeduldig vom langen Stehen, nahm die Steigungen im Galopp, und nur meiner guten Praxis im Reiten verdankte ich es, daß ich bei den scharfen Wendungen nicht aus dem Sattel in die Tiefe geschleudert wurde. Keuchend kam mein Führer hinter mir her, aber bald hatte ich ihn aus den Augen verloren und war nun gänzlich auf die Ortskenntnis meines braven Pferdchens angewiesen. Ich hatte mich darin nicht getäuscht, denn ich gelangte richtig an mein Ziel. Als ich die Höhe des Bergrückens erreicht hatte, lag der fahle Schimmer des werdenden Tages über der Landschaft. Tief unter mir ein Meer von weißen Wolken, zwischen denen einzelne nähere Bergspitzen wie Inseln hervorragten, der Horizont von den Riesen des Hochgebirges begrenzt, welche blauschwarz in den lichter werdenden Himmel hineinragten. Es war ein unsagbar erhabenes Gefühl, so einsam durch die Wunder dieser Gebirgsnatur zu reiten, weit ab von dem Getriebe der Menschen, unbelästigt von der drückenden Schwüle der Tropen. An sauberen Bungalows vorbei führte der Weg, die verschlafen mit geschlossenen Fenstern und Türen dalagen, weiterhin kam ich zu den Baracken der englischen Besatzungstruppen und ein freundlicher Tom Atkins, der grade mit einem Eimer an den Brunnen ging, um seine Morgentoilette zu machen, bestätigte mir, daß ich auf dem richtigen Wege sei. Immer weiter ging es bergauf durch dichten Wald, der mich stellenweise durch seine Üppigkeit in Erstaunen setzte, da ich mich ca. 8000 Fuß über dem Meeresspiegel befand, dann eine Biegung des Weges, der sich von da ab eine Zeitlang ziemlich eben an dem Rücken eines Berges entlang zieht. Von hier genoß ich einen entzückenden Blick in das tief unter mir liegende Tal und die unbeschreiblich großartige Landschaft. Vor mir lag malerisch auf einem Hochplateau das Dörfchen Senchal, in der Tiefe wogten die

weißen Wölkchen zwischen dem dichten Dunkelgrün der aufstrebenden Laubwälder und hinter mir, welch unvergeßliches Bild, türmte sich das Massiv des Hochgebirges auf. Die aufgehende Sonne wob einen goldenen Saum um die blauschwarzen Konturen der himmelanstürmenden Riesen, dazwischen thronte einsam wie ein König in seiner weißen Majestät der gewaltige Kinchenjunga. Der ewige Schnee in seiner weltentrückten Höhe war von den Strahlen der Morgensonne mit einem zarten Rosa übergossen. Ich stieg vom Pferde und sah staunend auf das großartige Bild, um mich her versank Vergangenheit und Zukunft. Es war einer der seltenen Momente im Leben, wo man wunschlos auf die Wunder der Natur schaut.

Allmählich holte mich mein Führer ein, der schon ängstlich geworden war, daß ich meinen Weg verfehlt haben könnte. Obwohl ich mit dem Manne, der nur tibetanisch sprach, kein Wort reden konnte, so verständigten wir uns doch ganz gut, namentlich wußte er die ihm angebotene Morgenzigarre zu schätzen. Er geleitete mich durch das Dorf, das, so malerisch es sich aus der Entfernung gemacht hatte, jedoch bei näherer Bekanntschaft wesentlich verlor. Es ist von schmutzigen Butheas bewohnt und auf den Straßen wälzten sich die Jungen mit den Schweinen zusammen im Schmutze herum. Hinter dem Dorfe tauchten wir bald wieder in einem schönen Walde unter, in dem es stellenweise scharf bergan ging. Auf den Gräsern lag der Tau, die Luft ging kühl und rein und drang belebend in die Lungen ein. Kurz darauf hatte ich Tiger Hill erreicht, ein kleines Plateau mit einer weltberühmten Aussicht auf die Kette des Himalayagebirges.

Das Glück war mir günstig gewesen und hatte mir einen herrlich klaren Morgen beschert. So stand ich denn wortlos dem großartigsten aller Gebirgspanoramen, dem Dache der Welt, gegenüber, das ziemlich weit ab und doch zum Greifen nahe vor mir lag. Im Mittelpunkte lag wieder der Kinchenjunga (27000 Fuß), links davon streckten Janu und Kabru (ca. 25000 Fuß) ihre schneeigen Häupter trotzig in die Luft. Weiterhin links ragen drei einsame Spitzen über das Massiv der Vorberge hinaus. Die mittelste derselben von der Form eines halben Eies ist der gewaltige Mount Everest oder wie ihn die Indier nennen, der Gaurisankar (29000 Fuß), der höchste Berg der Erde, von dem Chamlang (22200 Fuß) flankiert.

Lange blickte ich hinaus in diese Pracht, aber schon stieg die Sonne höher und höher, sog aus den feuchten Wäldern und Gräsern das Wasser auf und ließ die im Tale eingesackten Wolken wie Luftballons aufsteigen. Stellenweise begann die Landschaft sich in Nebel zu hüllen und ich mußte an die Rückkehr denken. Als ich wieder in Senchal angelangt war und grade die Dorfjugend um meine Camera versammelt war, da sah ich von der Höhe eine merkwürdige Gestalt herunterkommen. Im langen Mantel und heruntergeklappten Panamahute, die blaue Brille auf

der Nase, saß auf magerem Rößlein eine dürre Gestalt, die sich wie ein reisender Missionär ausnahm. Es war unser frommer Engländer, mein Reisegenosse, der ebenfalls die Gegend unsicher machte. Er war voll von den schönen Eindrücken, klagte aber über Schmerzen in den Beinen, die ihm das ungewohnte Reiten in den Bergen verursacht hatte. Wir ritten nun nebeneinander her, und als ich an einer ebenen Stelle mein Pferdchen zu einer etwas munteren Gangart anspornte, da hörte ich unartikulierte Rufe hinter mir und sah beim Umwenden meinen Genossen, der krampfhaft den Hals seines Pferdes umklammert hielt, um nicht herunterzufallen. Es war ein großartiges Bild und schade, daß meine Platten in der Camera zu Ende waren.

Auf dem Rückwege beim vollen Tageslicht sah ich erst, wie schön die nähere Umgegend von Darjeeling ist. Hoch über der Stadt in malerischer Lage liegt St. Pauls Kollege, eine vorzüglich geleitete Schule für die Kinder von Europäern. Vor der Höhe des Weges, bevor er sich in scharfen Windungen zum Hotel niedersenkt, erhaschte ich noch einen herrlichen Überblick über ganz Darjeeling. Gleich danach verhüllten Nebel die Fernsicht.

Im Hotel kam ich grade noch zum Frühstücke zurecht und wurde von meinen Tischgenossen beglückwünscht wegen des schönen Wetters, das mich auf meinem Ausfluge begünstigt hatte. Mittags mußte geschieden sein, denn eine von Kalkutta eingetroffene Depesche teilte uns zu unserem Bedauern mit, daß unser Dampfer in zwei Tagen in See gehen würde. Wieder bestieg ich mit meinem Engländer die oben beschriebene Kleinbahn. Kurz hinter Darjeeling riß der Nebelschleier, der sich auf die Landschaft gelegt hatte, und enthüllte uns wie zum Scheidegruß noch einmal den erhabenen Gipfel des Kinchenjunga. Hinter der Station Ghoom begann der Abstieg; bald waren wir mitten im Nebel, der sich zu einem soliden Landregen verdichtete und uns jede Aussicht auf die Szenerie benahm. Fröstelnd hüllte man sich in Mantel und Plaid und zog die Segeltuchvorhänge vor die offenen Wagen. Erst spät am Nachmittage in Tindaria hatten wir die Region der Wolken und des Regens überwunden und genossen von der Station aus den schönen Ausblick von der Höhe auf die bengalische Tiefebene, auf der sich die grünen Reisfelder, wie Vierecke auf einem Schachbrette abhoben. Unten in der Tiefe schwebte eine niedrig stehende Gewitterwolke und der daraus herniederströmende Regen nahm sich wie ein Vorhang aus.

Je weiter wir uns dem Meeresniveau näherten, desto fühlbarer wurde die steigende Temperatur und in den warmen Kleidern, die ich noch von Darjeeling her anhatte, wurde es ziemlich ungemütlich. Vorwärts strebte unsere kleine tapfere Maschine und das anfängliche Gefühl der Unsicherheit, das man unwillkürlich beim Bergabfahren empfunden hatte, verschwand vollständig. Als die Sonne untergegangen und fast unmittelbar darauf die Nacht eingetreten war, wurde vorn an der Maschine

ein lodernder Petroleumbrenner angesteckt, der den dunklen Wald gespenstisch beleuchtete. Bisweilen schien es, als wenn unser Zug ein größeres Stück Wild aufgeschreckt hätte, das knisternd in das Waldesdickicht zurückfuhr. Milliarden von großen Leuchtkäfern schwirrten durch die Luft, dazu duftete es moderartig aus dem feuchten nächtlichen Tropenwald. Es war eine eigenartig beklemmende und doch interessante Stimmung. Je mehr wir uns Siliguri näherten, desto fühlbarer wurden die Mosquitos, die in dieser berüchtigten Malariagegend eine besondere Plage für den Europäer bilden. Um nicht das Fieber zu kriegen, wurden die Zigarren in Brand gesetzt und die Gesichter verhüllt. Es war, als gelte es, einen sichtbaren Feind abzuwehren.

In Siliguri vertauschten wir unser Miniaturbähnchen mit bequemen Schlafwagen und waren in der Morgenfrühe am Ganges. Wieder brachte uns das Fährboot über den majestätischen Strom. Wir hatten Zeit, zu frühstücken und uns das fesselnde Bild auf dem Flusse zu betrachten. An den Ufern standen zahlreiche Hindus, die fromm ihre religiösen Waschungen in dem heiligen Strome vornahmen. Die weite Wasserfläche war mit seltsam geformten Kähnen und nackten Bootsleuten belebt, dazwischen schossen kleine Schleppdampfer hin und her. Drüben auf dem rechtsseitigen Ufer an der Station Dumukdea Ghat herrschte ein reges Leben und Treiben, und ich hatte Muße, das reizende Hindu-Publikum zu beobachten.

XXI.

Gegen 10 Uhr morgens erreichten wir Seldah-Station in Kalkutta, eine flinke Gharrey brachte mich zum Continental-Hotel, wo man mich bereits wie einen alten Bekannten begrüßte. Es war eine Wonne, aus den heißen Kleidern heraus in die kühlende Badewanne zu steigen und später, in die Farbe der Unschuld gekleidet, sich an dem guten Frühstückstisch zu laben. Mein Diener, den ich in Kalkutta zurückgelassen hatte, sorgte väterlich für mein Wohlbefinden, erledigte meine Gänge, brachte mir Nachrichten über die Abfahrt des Dampfers und so weiter. Leider lautete die Marschorder, daß wir uns am nächsten Nachmittage um 5 Uhr an Bord einzufinden hätten, um bei der ärztlichen Visitation zugegen zu sein. Es blieb uns also viel zu wenig Zeit, um Kalkutta, wenn auch nur oberflächlich, kennen zu lernen, geschweige denn die wunderbaren Sehenswürdigkeiten zu genießen.

Ich beschloß daher, den Nachmittag dem weltberühmten botanischen Garten zu widmen. Mein indischer Diener besorgte mir eine Gharrey, in welcher ich meine Camera verlud, er selbst stellte sich nach Landesart hinten auf das Trittbrett und nahm sich in seinem weißen Gewande und hohen Turban sehr stattlich aus. Der botanische Garten liegt jenseits des Houghly-Flusses, eine gute Stunde weit vom Chowringhee entfernt.

Wir passierten die große Brücke, auf der ein riesiger Verkehr hin und her flutet. Welch eine Fülle fremdartiger Eindrücke und echt indischen Lebens!

In der Mitte drängten sich die Fuhrwerke, meistens Ochsenkarren von halbnackten Treibern geführt, hochbeladen mit Waren, die von der großen Eisenbahnstation nach der Stadt gebracht werden. Dazwischen sah man einige elegante Equipagen mit reichen Indiern und Gharreys I. II. und III. Güte, die letzteren oft mit Menschen vollgepfroft. Wer es versteht, die vorgeschriebene Fuhrtaxe richtig auszunützen, für den ist dieses Beförderungsmittel von erstaunlicher Billigkeit — und die Indier kennen ohne Zweifel alle Schliche und Kniffe, während der Fremde in der Regel etwas mehr bluten muß. Auf der anderen Seite des Houghly sah ich zahlreiche Hindus, die in dem Flusse badeten, eine Zeremonie, die den strenggläubigen Buddhisten vorgeschrieben ist und bei der großen Hitze und der Bequemlichkeit des Kostüms eine ganz angenehme Prozedur sein muß. Jenseits der Brücke ging die Fahrt durch eine endlose, sehr malerische, aber schmutzige Vorstadt mit entsetzlichem Pflaster. In den offenen Läden der immer ärmlicher werdenden Hütten konnte ich das bunte Treiben der Eingeborenen beobachten, und die Gruppen von den dunkelfarbigen Verkäufern, die in orientalischer Ruhe mit untergeschlagenen Beinen auf ihren Matten hockten, die kaufenden und zuschauenden Männer und Weiber, die nackten Kinder auf der Straße spielend oder den Fremden anstarrend, das waren Bilder oft von so bunter künstlerischer Vollendung, daß ein Maler seine Freude daran gehabt hätte.



Calcutta: Moschee Prince Gullah am Chowringhee.

Allmählich hörten die Häuser auf. Der Himmel hatte sich ver-

düstert und schon fielen die ersten Regentropfen, vor denen es in den Tropen nur Rettung gibt, wenn man unter Dach und Fach ist. Ich befahl dem Kutscher umzukehren, aber mein Diener belehrte mich, daß wir beinahe am Ziele wären. Ich beschränkte mich auf eine kurze Rundfahrt durch den riesenhaft weit angelegten Garten, auf dessen exquisiten Wegen der Wagen leicht dahin rollte. Die unfreundliche Stimmung des trüben Regenhimmels gestattete nicht die rechte Würdigung dieses Paradieses, geschweige denn das liebevolle Studium der herrlichen Anlagen und die photographische Aufnahme tropischer Vegetationsbilder, so viel aber stand fest bei mir, daß ich den Garten unbedingt bei lachend blauem Himmel unter dem Glanze der Sonne sehen müßte.

Den Abend gedachte ich dem Besuche eines indischen Theaters zu widmen und ein wenig das Nachtleben von Kalkutta zu studieren. Ich stellte mir die Physiognomie eines indischen Theaters nach den in China empfangenen Eindrücken als ein schmutziges verräuchertes Lokal mit einer podiumartigen Bühne vor, auf welcher Fakire und Tänzer ihre Künste vormachten. Nach einiger Beratung mit meinem ortskundigen Diener, dem ich natürlich meine Theatererfahrungen in China nicht so genau veranschaulichen konnte, entschied ich mich für das Startheater. Die elektrische Straßenbahn brachte uns für wenige Annas dorthin. Der imposante Bau des indischen Musentempels flößte mir Vertrauen ein und der Preis von zwei Rupien für den Sitz spitzte meine Erwartungen auf einen ganz besonderen Kunstgenuß. Aber welche Überraschung stand mir bevor! An Stelle des verräucherten schmutzigen Lokals, das ich vorzufinden glaubte, sah ich mich in einem schönen großen Theater mit einer modernen, geräumigen Bühne, Logen und Galerien. Am Eingange empfing ich einen Theaterzettel in hindostanischen Hieroglyphen und setzte mich auf den Eckplatz in der zweiten Reihe des Parketts. Der Zuschauerraum war gedrängt voll von Indiern in luftigen weißen Gewändern, teils baarhäuptig, teils in weißen Turbanen mit schön geschnittenen intelligenten Gesichtern, die erwartungsvoll der Dinge harrten, welche sich auf der Bühne abspielen sollten. Ich als einziger Europäer wurde wohl vielfach neugierig angestarrt, jedoch in keiner Weise belästigt. Das Rauchen in den indischen Theatern ist frei gestattet, indessen war die Ventilation eine so vorzügliche, daß man weder durch den Rauch, noch durch die Hitze, die sich unvermeidlich in diesem Klima bei einer solchen Menschenmenge entwickeln muß, zu leiden hatte.

Nun ging der Vorhang auf. Die Szene stellte einen reichen tropischen Garten dar, die Dekorationen waren wunderbar gemalt und zeugten von feinem künstlerischen Verständnis für Bühnenwirkung. Das Spiel nahm seinen Anfang. Es war eine Tragödie aus der früheren indischen Geschichte, ein lebensvolles Bild patriotischen Freiheitsdranges. Die Grundidee war, daß eine indische Fürstentochter sich nach langen Kämpfen zu der Heirat mit einem Rahjah, einem ungeliebten, aber mächtigen

Manne, entschloß und damit ihr Vaterland vor einem Kriege rettete, obwohl ein schöner junger Edelmann, der sie liebte und von ihr wiedergeliebt wurde, sich um ihre Hand bewarb.

In schöner Rhythmik flossen die Verse der melodischen hindostanischen Sprache dahin, wie ich belehrt wurde, im bengalischen Dialekt, die Kostüme waren prächtig und die Schauspieler leisteten in Mimik und Deklamation vorzügliches. Einige Szenen waren hochdramatisch und fesselten mich, obwohl ich leider kein Wort der Diktion verstand. Unter den Mitwirkenden zeichneten sich der alte König, der in seiner Maske an den alten König Albert von Sachsen erinnerte, durch sein würdevolles Spiel, der junge Edelmann durch seine schöne Gestalt und seine hinreißende Leidenschaft, der Obereunuche, eine kurze gedrungene und doch bewegliche Figur, durch seine natürliche Komik aus. Die weiblichen Rollen befriedigten weniger. Zwar trugen sie herrliche bengalische Gewänder und reichen Schmuck, doch brachten sie ihre Deklamation etwas monoton vor und traten mit ihrer Mimik nicht so recht „aus sich heraus". Ganz brillant war indessen ein Mädchen aus dem Volke, die sich für das Vaterland opfert, namentlich in einer Szene, wo sie vor dem Bilde des Buddha für die Rettung aus Gefahr betet und dabei einen indischen Gesang in einer schwermütigen Weise anstimmt. Die Komposition des Stückes erinnert lebhaft an Shakespearesche Dramen mit ungezählten Auftritten und häufigem Szenenwechsel.

In einer Zwischenpause knüpfte ein Indier von intelligentem Aussehen und freundlichem Wesen ein Gespräch mit mir an. Er sprach fließend englisch und fragte mich, ob ich bengalisch verstände und den Vorgängen auf der Szene folgen könne. Es sei ihm sehr interessant und erfreulich, daß ein Europäer in das indische Nationaltheater komme, und erkundigte sich offenherzig über meine Beschäftigung, den Zweck meiner Reise etc. Ebenso offen erzählte er mir, daß er Lehrer an der Hindu-Universität in Kalkutta sei, und nannte sich bescheiden einen Schulmeister. Wie ich von ihm erfuhr, hieß das Stück „Bydye Binor" und der Dichter Khirod Prosad. Seine Erläuterungen über den Gang des Dramas erleichterten mir wesentlich das Verständnis der Handlung.

In der Zwischenpause stellte er mir den Dichter vor, einen kleinen schmächtigen Indier mit schönem durchgeistigten Gesicht, aus dem ein paar kluge schwarze Augen hinter den scharfen Gläsern einer goldenen Brille blickten. Wie die meisten Männer von wirklichem Verdienst zeichnete er sich durch eine wohltuende Bescheidenheit aus. Schon nach kurzer Unterhaltung zwang er mir meine ganze Bewunderung ab. Er hatte Shakespeare gründlich studiert und sich dessen Dramen als Vorbilder für seine Schöpfungen genommen. Er kannte Schiller und Goethe und sprach in schwärmerischer Sprache von des Dichterfürsten herrlicher Übersetzung resp. Bearbeitung des indischen Dramas „Sakuntala". Ob wohl Goethe geahnt haben mag, daß dereinst ein Hindudichter in

Kalkutta ihm für sein Interesse an der indischen Literatur Dank wissen würde?

Gern hätte ich mit diesen fein gebildeten und für das Schöne empfänglichen Männern nähere Bekanntschaft gemacht, aber meine Zeit war zu kurz bemessen. Man spielte den 14. oder 15. Akt und auf dem Programm standen noch weitere 10 Akte, als ich das Theater verließ und in die kühlende Nachtluft hinaustrat. Von dem nächtlichen Treiben und den Höhlen des Lasters, deren es in einer Großstadt, wie Kalkutta, gewiß eine Menge gibt, habe ich nicht viel gesehen. Wahrscheinlich respektierte mich mein Diener und Führer zu sehr, um mich nach den Stätten der Untugenden zu bringen. So blieb denn der schöne Eindruck, den ich aus dem indischen Nationaltheater mitnahm, unbeeinträchtigt.



Calcutta: Dalhousia Square mit dem Hauptpostamte.

Als mich am nächsten Morgen in der Frühe (es war Sonntag, der 25. September) mein beturbanter dienstbarer Geist erweckte, da spannte sich ein stahlblauer, wolkenloser Himmel über Kalkutta. Schnell war ich auf den Beinen und fuhr in die erfrischende Badewanne, denn meine Sehnsucht, den großen botanischen Garten nochmals mit meiner Camera zu durchstreifen, verlieh mir Flügel. In der sonntägigen Morgenstunde lagen die Straßen der „Stadt der Paläste" friedlich da, und dort, wo noch gestern Abend ein riesiger Verkehr flutete, konnte man jetzt bequem und ungehindert hindurchfahren. Wieder passierten wir die große Houghly, Brücke und die lange Vorstadt. Schon unterwegs fesselten mich einige Bilder auf der Straße so, daß ich Halt machte, um das bunte Leben auf

der Platte festzuhalten. In dem Royal Botanical Garden war es in der Tat königlich. In dem hellen und doch noch weichen Lichte schien die wunderbare reiche Vegetation still zu träumen. Von dem gestrigen Regen erquickt, prangte alles im wonnigsten Grün, und eine entzückende Frische ging durch den Garten. Buntschillernde seltsame Vögel und große Schmetterlinge flatterten von Baum zu Baum, von Blume zu Blume. Es war ein echter Feiertag der Natur.

Im Garten war ich augenscheinlich der einzige Besucher und konnte mich in Muße darin ergehen und nach Herzenslust photographieren. Auf Schritt und Tritt blieb ich stehen, wie geblendet von der Pracht der



Im botanischen Garten zu Calcutta.

exotischen Vegetation. Hier fesselte mich eine Palmengruppe, wie ich sie in solcher Größe und Vollendung nie zuvor gesehen hatte, dort ein Gebüsch von mannsdickem Bambus, weiterhin ein Wasserstück, umrahmt von Königs-Latania und Talipot-Palmen, auf welchem üppige Wasserlilien, Lotosblumen und die Riesenblätter der Viktoria Regia schwammen. An einem hübschen weißen Marmorrondell angelangt, trat ich links in eine schnurgerade Allee von hohen Königspalmen ein, die einen ganz wundervollen Eindruck macht. Es ist, wie der plötzlich wahr gewordene Traum einer regen Kinderphantasie aus dem Paradiese, wie ein Gang durch die elyseischen Gefilde.

Die größte Merkwürdigkeit des botanischen Gartens in Kalkutta ist der große Banyan-Baum, der einen Weltruf genießt und ihn vollauf verdient. Diese Banyan Bäume (Ficus Indica), deren Äste, ähnlich wie unsere

Eichen knorrig nach den Seiten und nach oben herauswachsen, haben die Eigentümlichkeit, Luftwurzeln auszusetzen, die erst wie Peitschenschnüre herunterhängen und, sobald sie den Boden erreichen, in demselben Wurzel fassen und mit der Zeit so erstarken, daß sie fast die Dicke des Mutterstammes erreichen. Der große Banyan Tree in Kalkutta ist ein Unikum seiner Art. Wie eine Tafel, die auch schon etwas verwittert aussieht, besagt, ist der Baum ca. 131 Jahre alt. Der Hauptstamm hat einen Umfang von 6 Fuß, der Umfang der Blätterkrone beträgt über 1000 Fuß, die Anzahl der in dem Boden eingewachsenen Luftwurzeln 464. Unter dem Baume kann ein ganzes Regiment Soldaten lagern, ohne vom Regen oder den Sonnenstrahlen getroffen zu werden. Es ist eine eigen-



Allee von Königspalmen im botanischen Garten zu Calcutta.

artige Empfindung, unter dem riesigen Blätterdache wie in einer Kirche zwischen Säulen zu wandeln, und ich verstehe, daß es indische Dichter gibt, die den Banyan Tree in Liedern verherrlichen. Ich habe später noch stattliche Exemplare desselben in Ceylon nnd einen sogar im Esbehkieh-Garten in Kairo gesehen, jedoch erreichte keiner die Größe des oben geschilderten Baumes.

Nur zu rasch verstrich die Zeit, die Sonne stieg höher und sandte glühenden Brand. Nach leiblicher Stärkuug im Hotel ging ich in das nahebei gelegene indische Museum, dem ich zu meinem großen Bedauern nur zwei kurze Stunden widmen konnte, während die herrlichen und reichhaltigen Sammlungen tagelang studiert werden müssen, um einigermaßen nach Gebühr gewürdigt zu werden. Auf den Rat eines Bekannten

fing ich meine Besichtigung gleich bei der ökonomischen Abteilung an und bewunderte die wunderbaren Erzeugnisse der Kunst aus allen Teilen des Landes. Hoch interessant waren die anschaulichen und genauen Darstellungen über die Gewinnung der einzelnen Produkte in allen Stadien durch kleine Figuren und entsprechende Environs, in ähnlicher Weise arrangiert, wie in Berlin im Zeughause die Darstellungen der Schlachtfelder. Da konnte man ein genaues Bild von der Produktion von Kaffee, Kakao, Indigo, Jute etc. etc. gewinnen. Nicht weniger anziehend waren in einem großen Saale die lebensgroßen Figuren aller Völkerstämme Indiens und der Himalaya-Länder, am meisten aber fesselte mich das zahlreiche Publikum, das an diesem Sonntage die Säle füllte, und man brauchte von den Glasschränken mit den Völkerfiguren nur auf die lebenden Menschen zu blicken, um die Mannigfaltigkeit des Völkergemisches in Indien gleich in natura zu konstatieren. Erwähnen muß ich noch die hervorragenden zoologischen Sammlungen, namentlich die riesigen Exemplare der ausgestopften Alligatoren, Schildkröten und Schlangen, wie sie vollständiger wohl in keinem Museum der Erde existieren. Der stattliche Bau des indischen Museums ist längst nicht mehr ausreichend, um alle die Schätze zu beherbergen, und wie ich hörte, ist bereits eine bedeutende Erweiterung der Räumlichkeiten geplant.



Riesenpalme im botanischen Garten zu Calcutta.

Gleich nach dem Tiffin machte ich mich auf, um einige photographische Aufnahmen von den schönsten Architekturen in der Stadt zu machen. Die Weisung seitens der Dampferagentur, daß wir um 5 Uhr an Bord bei der ärztlichen Untersuchung der Passagiere zugegen sein müßten, ließ mir leider keine Zeit, zu manchen interessanten Sehens-

würdigkeiten, wie z. B. zu der Stätte der Leichenverbrennungen der Hindus, dem Turm des Schweigens und den Hauptbadestellen der Indier im Houghly, zu fahren. Im nahe belegenen Edengarten sah ich mir die hübsche burmesische Pagode an, ein originelles schwarzes Bauwerk inmitten herrlicher tropischer Vegetation. Die Löwentore am Palais des Vizekönigs und besonders der prächtige Dalhousie Square boten mir überreiche Motive zum Photographieren.



Calcutta: Burmesische Pagode im Edengarten.

Wehmütig stieg ich mit meinem indischen Diener in eine Gharry, die mich an den Dampfer bringen sollte. Es war der Abschied von Calcutta und dem interessanten Lande Indien, das ich gern noch einmal im Leben wiedersehen und genauer kennen lernen möchte. Für einen, der gar die hindostanische Sprache kennt und mit den Eingeborenen verkehren kann, bietet das Land eine Fülle von Anregung, wogegen allerdings das heiße, ungesunde Klima, das man auf die Dauer nicht straflos für seine Gesundheit ertragen kann, einen Nachteil bildet, der beweist, daß nichts auf dieser Welt vollkommen ist.

XXII.

An Bord angelangt, begrüßte ich nach einwöchentlicher Trennung die Offiziere der „Nippon" und meine Mitpassagiere und tauschte mit ihnen unsere Erlebnisse aus. Der Doktor, der die Kosten der Reise nach Darjeeling gescheut hatte, schien unterdessen sich ein ganzes Lager von Kuriositäten angelegt zu haben, denn seine Kabine war vollgepfropft von Muscheln, Früchten und anderen Landeserzeugnissen. Die Parade vor dem englischen Sanitätsbeamten war eine Komödie. Wir

mußten im Salon antreten und wurden auf unsere Vollzähligkeit geprüft, und jedermann schimpfte auf diese Beschränkung seiner persönlichen Freiheit, die man sonst in englischen Ländern absolut nicht gewohnt ist. Freilich war die Prozedur ja nicht unberechtigt, da Calcutta stark pestverseucht sein sollte. Zwar bedeutete uns der Arzt, daß wir von nun an nicht mehr an Land gehen dürften, der Agent fügte jedoch gleich in Parenthesen dazu, daß dieses nur eine Phrase sei, da uns doch niemand in Calcutta kennt und es keinem einfallen würde, uns anzuhalten, wenn wir doch in die Stadt zurückkehren wollten. Ich für mein Teil fühlte mich ermüdet von den Anstrengungen und genossenen Eindrücken und beschloß, an Bord zu bleiben. Die Nacht war fürchterlich



Calcutta: Bazar.

heiß, sodaß an ein Schlafen in der Kabine nicht zu denken war. Es hatten sich denn auch alle Passagiere ihre Lagerstätten oben auf Deck improvisiert und ich glaube kaum, daß das Nachtlager von Granada bunter ausgesehen hat, wie das Oberdeck der „Nippon" im Dock zu Calcutta.

Montag früh (26. September) lagen wir im Houghlyflusse im Angesicht der Stadt und warteten auf die Flut, da bei Ebbe nicht genügend Wasser für unseren großen Dampfer da ist. Nach langem Warten, das in solchen Momenten der Untätigkeit immer höchst unangenehm ist, kamen endlich die Flußspiloten an Bord und gegen 11 Uhr vormittags setzten wir uns langsam in Bewegung. Stromab ist die Fahrt wegen der starken Strömung und den treibenden Sandbänken noch gefährlicher, als

stromauf, umsomehr, als die „Nippon" jetzt bis zur äußersten Grenze ihrer Ladungsfähigkeit vollgepfropft war. Fortwährend wurde an beiden Seiten gelotet und monoton schallte der Ruf der indischen Kulis am Senkblei „Saa taa bamm wi me la na". Auf dem Strome herrschte wieder das rege Leben, unzählige Fischerboote mit ihren spitzen weit über den Wasserspiegel herausragenden Enden, von dunkelfarbigen Hindus gerudert, schossen an uns vorbei. Diesmal erschienen sie schon wie alte Bekannte.

Gegen Abend, als die Ebbe eingetreten war und die Weiterfahrt nicht ratsam erschien, wurde wieder im Flusse Anker geworfen, dort wo er sich schon seeartig erweitert. An dem prächtig gefärbten Horizonte sank der Feuerball, über das Wasser strichen zierliche Flamingos und eine Schar von Möven kündete uns die Nähe des Ozeans. Eine frische Brise setzte ein, und endlich atmeten wir wieder die belebende Seeluft nach der erdrückenden Hitze des indischen Festlandes. Diesmal schlief ich vortrefflich in meiner Kabine, und als ich am nächsten Morgen erwachte, waren wir bereits auf hoher See auf der Fahrt nach Colombo. Ich grüßte das Meer wie einen alten, liebgewordenen Freund. In dem hellen Lichte des wolkenlosen Himmels glitzerten die Wogen. Das Uhrwerk des Dienstes auf dem Schiffe nahm seinen gewohnten Gang. Stetig zeigte der Kurs auf Süden.

Leider verlief die Fahrt nicht so angenehm, wie bisher, denn schon am nächsten Tage fühlte ich mich verstimmt und unwohl und bald merkte ich, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt. Ich hatte einen leichten Malariaanfall, und der Schiffsarzt verordnete mir, im Bette zu bleiben und Krankensuppen zu essen. In der bakterienfreien Seeluft erholte ich mich jedoch bald und durfte wieder an Deck, wo ich vom Korbsessel aus stundenlang dem ewigen Wechselspiel der Wellen zuschaute.

Zu meinem Bedauern hörte ich, daß wir in Colombo nur wenige Stunden bleiben würden, und grade auf Ceylon hatte ich mich so sehr gefreut, das mir nach allen gelesenen Schilderungen als Paradies tropischer Natur vorschwebte. Aber die Not macht erfinderisch. Ich begann die Fahrpläne des Österreichischen Lloyds zu studieren und herauszuklügeln, auf welche Weise sich am besten ein längerer Aufenthalt in Ceylon ermöglichen ließe, und siehe da, ich fand durch Nachforschungen, daß in ca. 10 Tagen der schöne Dampfer „Erzherzog Franz Ferdinand", von Calcutta kommend, in Colombo sein würde. Ich beschloß, mich von demselben in die Heimat befördern zu lassen.

Am Sonntag, den 2. Oktober 1904, in der Frühe, erblickten wir in blauer Ferne am Horizonte die Umrisse der Küste von Ceylon, die immer näher kam. Allmählich unterschied man mit Ferngläsern Baumgruppen, besonders Cocospalmen, dann erschien der Wald von Schiffsmasten, der immer die Nähe eines größeren Hafens ankündigt, und um 11 Uhr vormittags rasselte der Anker in die Tiefe. Wir waren in Colombo.

XXIII.

Ceylon.

Der erste Eindruck, den ich beim Anblicke der Küste von Ceylon empfing, war nicht frei von einer gewissen Enttäuschung. Nach den Vorstellungen, die ich mir von der Schulbank her gemacht hatte, wo von der Zimmtinsel die Rede ist, auf welcher sich der Adams-Peak bis zu 8000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, hatte ich von Colombo ein großartiges Hafenbild erwartet. Ich glaubte, die Stadt steige malerisch am Fuße eines hohen Gebirges terrassenförmig auf, wie etwa Hongkong oder Laguayra in Venezuela. Statt dessen sah ich eine flache Landschaft,



Im Hafen von Colombo.

eine Stadt mit niedrigen Häusern in dem Grün von Palmen, worauf blendend die Mittagssonne niedersengte, in deren Hitze die Atmosphäre leise vibrierte, als wenn man über ein glühendes Plätteisen sieht. Und doch, wenn ich mir heute nochmals die mannigfaltigen Eindrücke vergegenwärtige, die ich während meines 14tägigen Aufenthaltes auf der Insel in mich aufgenommen habe, so entrollt sich mir eine solche Fülle entzückender Bilder und Stimmungen, daß sich mein Herz voll Sehnsucht noch einmal in jenes Paradies zurückwünscht. Noch einmal möchte ich auf der großen Mole stehen, wenn abends die Sonne ins Meer sinkt und in hoch aufschäumendem Gischt die Wellen gegen die feste Steinmauer brechen. Noch einmal möchte ich in Mount Lavinia auf der Terrasse des Hotels beim „five o'clock tea with jam" sitzen unter dem Palmen-

baum beim alten Turm, während unten die kleinen, braunen Singhalesenkinder am Strande herumpaddeln oder neugierig den Fremden mit seiner wunderlichen Photographiermaschine anstaunen. Noch einmal möchte ich in Kandy auf der Plattform des berühmten Buddhatempels stehen und in den heiligen See hinausträumen oder im botanischen Garten in Peradenya durch die Allee von Talipotpalmen wandeln, wie es eine schönere auf der ganzen Welt nicht gibt. Kein Wunder, daß weise Leute behaupten, daß das Paradies in Ceylon gewesen sei, denn das ganze Land ist ein Garten Eden, überall grünt und blüht es, niemals durchbrausen rauhe Winterstürme und eisige Winde das Land. Unter dem lachenden Blau eines immer heiteren Himmels gedeihen die herrlichsten Früchte



Brandungen der Mole von Colombo.

und wohnt ein Volk, das glücklich zu sein scheint und sich nichts Besseres wünscht.

Wie gesagt, ich hatte mir den Hafen von Colombo ganz anders vorgestellt, als ich ihn in Wirklichkeit vorfand. Bei der fast genau eiförmigen Gestalt der Insel gibt es auf Ceylon wenig natürliche Häfen, und so ist auch Colombo, der bedeutendste Handelsplatz, erst durch die Kunst und den kolonisierenden Fleiß der Engländer zu einem Hafen geworden. Letzterer ist dadurch geschaffen, daß man eine gewaltige Mole als Wellenbrecher gebaut hat, an deren schmaler Einfahrt ein Leuchtturm steht. Die vom unendlichen Ozean frei anrollenden Wogen finden an der Mole unerwartet einen Widerstand und brechen sich mit ungeheurer Gewalt an dem festen Steingefüge, wobei die Brandung hoch auf-

schäumt und zerfließend sich über die Steine ergießt. Es ist dieses ein Schauspiel, das alle Reisenden in Colombo bewundern und dem zuzuschauen man nicht müde wird. Zu Zeiten des Monsunwechsels erreicht eie Brandung eine Höhe von ca. 100 Fuß und mancher Spaziergänger, der sich in solchen Zeiten zu weit auf die Mole vorgewagt, ist unsanft in das stille Wasser des Hafens gespült worden.

Kaum hatte die „Nippon“ Anker geworfen, so war sie im Nu von zahllosen singhalesischen Booten umringt, die von mehr oder minder bekleideten braunen Gestalten bemannt waren. Elegante Hotelnachen mit weiß gekleideten Dienern luden die Herrschaften ein, in ihrem Gasthofe abzusteigen, dazwischen drängten sich schreiend und gestikulierend die Händler mit Früchten, Muscheln, Affen etc., sowie den unvermeidlichen Ansichtskarten, würdige Orientalen in reichen Turbanen und schön geschnittenen Gesichtern, die mit Edelsteinen und Elfenbeinschnitzereien handelten und ganz verflixte Spitzbuben sind. Überall herrschte Leben, Bewegung und Farbe. Richtig, da sind sie auch wieder da, die braunen Bengels auf ihren ausgehöhlten Baumstämmen, die nach Münzen tauchen, freche verschmitzte Gesichter. Die Jungen sind von einer quecksilbrigen Lebhaftigkeit und fordern in ihrem Kauderwelsch aus allen möglichen Sprachen die Passagiere zum Herabwerfen von Münzen auf. Man wirft ihnen von oben Geldstücke herunter und sofort stürzen sie sich in das salzige Wasser. Einen Augenblick sieht man nur die braunen Beine herausragen, man kann verfolgen, wie sie sich in dem klaren Wasser immer tiefer und tiefer herunterlassen und wieder an die Oberfläche kommen, das Geldstück triumphierend in ihrem Munde verschwinden lassend. Besonders originell waren 4 Jungen auf einem Canoe, die stehend das Lied „Ta ra ra bum dy eh“ sangen und sich dabei rhythmisch mit den Ellenbogen gegen die Seiten schlugen.

Sehr merkwürdig sind die Boote der Eingeborenen, bestehend aus einem langen, tiefen, dabei aber ganz schmalen Bootkörper, an dessen Seite ein langer, schwerer Ausleger angebracht ist, welcher entweder als Stütze oder von der anderen Seite als Gegengewicht dient und das Umkippen verhindert. In diesen Booten segeln die Singhalesen mit einer kolossalen Geschwindigkeit, da der spitze Rumpf dem Wasser wenig Widerstand entgegensetzt. In Colombo sah ich die ersten Singhalesen, schlanke, geschmeidige Gestalten von mittlerem Wuchse, brauner bis schwarzer Gesichtsfarbe, mit nicht unschönen, intelligenten Gesichtern, namentlich hübschen, oft rehbraunen Augen. Sie haben langes, kohlschwarzes, seidenweiches Haar, das entweder lose um den Kopf hängt oder hinten in einen Knoten geschürzt wird. Charakteristisch ist der runde Kamm, der von den besser situierten Singhalesen wie eine Krone auf dem Kopfe getragen wird, jedoch so, daß die beiden scharfen Spitzen nach vorn zu stehen kommen. Wie die Malayen, so tragen auch die Singhalesen das große Lendentuch, Sarong genannt, und vielfach eine

weiße Jacke, oftmals aber gehen sie mit entblößtem Oberkörper umher. Die Frauen tragen alle ein weißes, kurzes Jäckchen mit halblangen Ärmeln und sind in der Regel nur dadurch von den Männern zu unterscheiden, namentlich wenn letztere jung sind, da die Haartracht bei beiden die gleiche ist.

Mit dem Agenten der Dampferlinie war ich wegen Unterbrechung meiner Reise bald im Reinen, und froh ob meines Entschlusses nahm ich Abschied von der „Nippon", von den mir bekannt gewordenen Offizieren und Passagieren. Den größeren Teil meines Gepäcks ließ ich im Zollhause, wofür ich später eine bescheidene Gebühr zu entrichten hatte, und quartierte mich im Globe-Hotel ein, das mir als gut, billig und zwanglos empfohlen worden war. Besonders schön war das Zimmer nicht, das ich erhielt, doch genoß ich von meinem Fenster aus einen so wunderbaren Blick auf das Fort und den Ozean und eine so köstliche kühlende Brise, daß ich dort zu bleiben beschloß, selbst als ich aus der unteren Etage eine wüste Klavierpaukerei vernahm, die ein vom Alkohol und dem Tropenkoller behafteter, stark heruntergekommener Verwandter des Besitzers vollführte.

Trotz geöffneter Fenster und der Brise, die über das gleichmäßig an das Ufer brausende Meer zu mir hereindrang, verspürte ich eine nie gefühlte brennende Hitze und nervöse Unruhe in meinem Körper, daß ich schon Angst bekam, das Fieber hätte mich wieder gefaßt. Erst nach einer doppelten Portion von Chinin fand ich den ersehnten Schlaf und erwachte am andern Morgen wie neugeboren, innerlich vollkommen davon überzeugt, daß das Klima in Ceylon vorzüglich ist und mir nichts passieren könnte.

Am Morgen ein erfrischendes Bad und ein gutes Breakfast, und ich konnte an mein Tagewerk, die Besichtigung der Stadt, gehen. Gleich wenn man aus dem Hafengebäude heraustritt, sieht man links ein Marmordenkmal der Königin Viktoria, die, in einem bequemen Lehnstuhl sitzend, sich von der Sonne braten läßt und dadurch mein lebhaftes Mitgefühl erweckte, denn heiß ist es in Colombo, das kann der schwächste Mann behaupten.

Gleich hinter dem Hafenplatze, auf den besagtes Marmorbild der alten englischen Königin von ihrer sella curulis herniederschaut, führt die Hauptstraße — ich glaube sie heißt Queen Victoria Street — mitten in das Geschäftsviertel von Colombo. Rechts erblicken wir das Grand Oriental-Hotel, links die Viktoria-Arkaden, beides stattliche Gebäude mit „Laubengängen" im Erdgeschoß. Unter diesen Arkaden reiht sich Laden an Laden, in denen einheimische Kaufleute, meistens schlaue Araber, die Erzeugnisse der Ceylon-Industrie, Juwelen, Kuriositäten, Waffen, Elfenbein-Schnitzereien, daneben Ansichtskarten und Photographien feilbieten. Die Aufdringlichkeit dieser Händler übertrifft alles, was ich bisher in dieser Hinsicht gesehen hatte. Da Colombo der Hauptdurchgangspunkt für die großen Dampferlinien nach Ostasien und Australien ist, wo die Schiffe in der

Regel ihren Kohlenvorrat ergänzen, so pflegen sich die Passagiere nur wenige Tage oder nur Stunden in Colombo aufzuhalten, und werden nun bei ihren Streifzügen durch die Straßen bei jedem Schritt mit Anerbietungen von Händlern, ihre Waren zu besichtigen, von Fuhrleuten und Rickhaws, Führern und Hoteldienern überschüttet. Da man in Ceylon wirklich gute echte Sachen, besonders schöne Rubinen, Smaragde, Alexandrite etc. bekommt und die Leute nach längerer Seefahrt Freude am „shopping" haben, so machen die Händler gute Geschäfte, namentlich bei solchen Passagieren, die nicht wissen, daß die Spitzbuben den dreifachen oder doppelten Preis verlangen und erst nach endlosem Handeln und Feilschen zu einer berechtigten Forderung sich bequemen. Auch die Rickshaw- und



Colombo: Victoria-Arcaden.

Gharryführer machen sich die Unkenntnis der Reisenden zunutze und übervorteilen dieselben in der gewissenlosesten Weise. Übrigens haben diese Eingeborenen ein gutes Auge und Gedächtnis und wissen die ständig dort wohnenden Europäer von den Durchreisenden zu unterscheiden, denn schon nach 8 Tagen ließ man mich so ziemlich in Ruhe, nachdem ich allerdings manchem braunen Araber einen unsanften Fußtritt versetzt hatte, wofür ich einmal, als ich dem braven Abdul Kader einen ziemlich heftigen Puff in seine Magengegend versetzte, beinahe Unannehmlichkeiten gehabt hätte. Auch die Rickshaw-Kulis wurden bedeutend weniger feurig in der Anbietung ihrer Vehikel, seitdem ich die Taxe kannte und gelegentlich einen Kerl wegen zu unverschämter Übervorteilung vor den Polizeimeister genommen hatte. Die Schutzleute auf den Straßen, die in

Shanghai, Hongkong, Singapore und Kalkutta musterhaft Ordnung halten, sind in Ceylon nicht auf der Höhe, da es Singhalesen sind, die wahrscheinlich von dem Raube, den man den Fremden abjagt, ihren Pflichtteil abbekommen und daher stets die Partei des eingeborenen Rickshawmannes oder Händlers halten.

Colombo, obwohl sehr ausgedehnt, macht dabei aber keinen besonders imponierenden Eindruck als Stadt. Bei dem gewaltigen Schiffsverkehr und seinem Durchgangshandel, sowie der großen Ausfuhr von Landesprodukten, wozu in erster Linie Tee, dann Kaffee, Zimmt, Gewürznelken, Elfenbein etc. gehören, hatte ich auf den Straßen von Colombo mehr Leben und Bewegung erwartet. Sehr gut ist dort die elektrische Straßenbahn, die einen Teil des Verkehrs bewältigt und auf der man sehr rasch und billig von einem Ende der Stadt zum anderen gelangen kann.

Rechts von der Hauptstraße kommt man durch eine belebte Seitengasse zum Hauptpostamt, einem schönen monumentalen Gebäude gegenüber dem Palais und Garten des Gouverneurs. Unweit davon erhebt sich ein hoher Leuchtturm mitten auf der Straße, dicht bei meinem Globehotel. Auf meinen abendlichen Streifzügen durch die Stadt war mir das hellleuchtende elektrische Drehlicht dieses Leuchtturmes das Wahrzeichen, wohin ich meine Schritte zu lenken hatte.

Prächtig ist die in der Nähe beginnende Strandpromenade, auf deren wohlgepflegten Wegen gegen Abend, wenn die Hitze des tropischen Tages nachgelassen hat, tout Colombo zu Wagen oder Pferde, per Rickshaw oder zu Fuß spaziert und die kühlend erfrischende Seebrise atmet. Seinen Abschluß findet dieser Weg bei dem großartigen Galle Face-Hotel, einer luxuriösen und dementsprechend teuren Karavanserei. Nach der Seeseite zu erhebt sich eine wunderbare Gruppe von hochstämmigen Kokospalmen. Im Saale spielt jeden Abend Musik zum Diner, an den geschmückten Tischen speisen elegante Herren und Damen in full dress und lassen sich von der schwingenden Punkha befächeln. „Galle Face Hotel Currey“ muß jeder Fremde, der nach Ceylon kommt, versucht haben, sonst kann er das in Indien so beliebte, scharf gewürzte Gericht nicht würdigen.

Doch ich war müde und durstig geworden, als ich auf meiner Vormittagswanderung in diesem Hotel anlangte, und der kühle Barraum lud zur Rast ein. „He, boy, one Lemonade with Angostura“! Das labte.

Beim Verlassen des Hotels umringten mich eine Masse Rickshawkulis, dünne ausgemergelte, schwarze Kerls, an denen kein Atom von Fett sitzt. Ich lud meine Camera, die mich auf allen meinen Wegen treu begleitete, auf ein Vehikel und rollte dem Lotosteich zu. Es ist dieses ein wunderschöner, mitten in der Stadt belegener Süßwassersee, von der üppigsten Vegetation umrahmt, zwischen welcher schmucke Villen kokett hervorlugen. Mein Rickshawmann brauchte sich nicht besonders anzustrengen, denn bald war ich von der malerischen Szenerie um mich her gefesselt und entfaltete meinen photographischen Apparat, um dieses oder

jenes Motiv auf der Platte festzuhalten. Im Nu war ich von einer Menge Neugieriger umlagert. Im Gegensatz zu den Chinesen, die vor der Camera die Flucht ergreifen, lassen sich die Singhalesen auf Ceylon gern typen und suchen durch lebhafte Gebärden und Zurufe: „Master take my picture" die Aufmerksamkeit des Photographen auf sich zu ziehen. Manchmal bedarf es verschiedener Kriegslisten, um die Richtung des aufzunehmenden Bildes vor den Zudringlichen zu verheimlichen und freie Bahn zu bekommen.

Durch eine kurze Seitenstraße gelangt man in den Viktoria-Park, ein schönes großes Gelände mit Wiesenflächen und wohlgepflegten Anlagen, zwischen denen es sich gut spazieren fährt. In der Nähe befinden sich das Museum, ein stilvoller Bau inmitten eines prachtvollen Gartens. Das Museum enthält vollständige Sammlungen von Ceylon archäologischer und ökonomischer Natur, kann sich aber betreffs der Reichhaltigkeit mit dem Indian-Museum in Kalkutta nicht messen. In dem Garten des Museums fiel mir ein wundervolles Exemplar der Travellerspalme auf.

Als ich das Museum verließ, erblickte ich auf der gegenüberliegenden Seite der Straße eine saubere kleine Villa, auf der lustig die schwarz-weiß-rote Flagge wehte. Hier müssen Deutsche wohnen, dachte ich und steuerte, magnetisch angezogen, auf die heimatlichen Farben zu. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn besagte Villa beherbergt den deutschen Klub von Kolombo. Es war um die Zeit kurz vor dem Tiffin, in welcher die Geschäftsleute sich im Klub zu einem kleinen Frühschoppen zusammenzufinden pflegen, und so traf ich eine größere Gesellschaft weißgekleideter Landsleute, die mir gastlich die Türen ihres Heiligtums öffneten und mich in ihrer Mitte willkommen hießen. Die deutsche Kolonie in Colombo ist verhältnismäßig klein und besteht nur aus etwa 40 Herren. Der Klub mit schönem Musikzimmer, Billardsaal, Lesezimmer, Kegelbahn und den Tennisplätzen auf dem Hofe macht einen gemütlichen Eindruck und scheint den Geselligkeitsbedürfnissen vollkommen zu genügen. Durch eine sinnreiche Vorrichtung läßt sich durch Entfernung der Zwischenwände Lese-, Musik- und Billardzimmer in einen großen Raum verwandeln, in dem größere Bälle und Konzerte gegeben werden können. Unter den deutschen Firmen nimmt das Haus von Freudenberg & Co. die geachtetste Stellung ein und steht in erster Linie aller in Ceylon arbeitenden Kaufleute überhaupt. Konsul Freudenberg, der Senior der Firma, befand sich gerade auf einer Erholungsreise nach Europa, sodaß ich leider keine Gelegenheit hatte, mit ihm bekannt zu werden.

Es ist mir immer von besonderem Interesse gewesen, in einem Kreise von Landsleuten zu weilen, die schon längere Jahre in einem fremden Lande gelebt haben, und so gewissermaßen aus erster Quelle deren Erfahrungen und Ansichten an Ort und Stelle zu hören. So habe ich mich während meines Aufenthaltes in Colombo noch öfters über die Sitten und Gebräuche in Ceylon, die Lebensbedingungen, namentlich soweit sie deutsche Kaufleute betreffen, unterhalten und dabei manches Interessante

erfahren. Eines Abends kamen wir auf Schlangengeschichten zu sprechen. Diese unheimlichen Reptilien, besonders die giftige Copra, noch mehr aber die äußerst gefährliche Tick Polunga, deren Biß fast momentan tödlich wirkt, bilden für den friedlich in Ceylon wohnenden Europäer eine heimtückische und nicht zu unterschätzende Gefahr. Unter anderem erzählte einer der Herren die tragische Geschichte von einem Eisenbahningenieur, der im Inneren des Landes bei einem Eisenbahnbau beschäftigt war. Derselbe war abends nach Hause gekommen und hatte sich vor dem Schlafengehen gewaschen und dabei die Waschschüssel auf den Fußboden gestellt. Später kam ihm der Gedanke, daß jemand in der Dunkelheit darüber stolpern könnte und stand daher auf, um die Waschschüssel auf



Gesamtansicht des Buddahtempels in Pettah.

ihren Platz zu stellen. Dabei fühlte er plötzlich einen leichten Stich in seinem Arme, als wenn ihn eine Wespe gestochen hätte, in Wirklichkeit aber war es eine Giftschlange. Er schenkte der Sache weiter keine Beachtung, erzählte sie aber seiner Frau, welche ihm riet, lieber vorsichtig zu sein und nach dem Arzte zu schicken. Nach wenigen Minuten war der Arm hoch angeschwollen, und als später der Arzt anlangte, konnte er nur noch den Tod des Ingenieurs konstatieren, der unter fürchterlichen Qualen gestorben war. Unheimlich, wenn auch ungefährlich sind die Peitschennattern, die sich in großer Anzahl auf den Dachböden aufhalten. Wenn am Abend alles still ist, hört man diese Reptilien mit einem pfeifenden Geräusch über der Decke hin- und hersausen, um auf Mäuse und Ratten Jagd zu machen.

Der beste Schutz gegen Schlangen sind die kleinen fixen Foxterriers, die denselben tapfer zu Leibe gehen und viel zu flink sind, sich von ihnen beißen zu lassen.

Nach leiblicher Stärkung im Klub setzte ich meine Wanderung fort und besuchte den Cinnamon Garden, eine Zimmtplantage in der Nähe des Viktoria-Parkes. Der Zimmt wächst in Stauden von halber Manneshöhe. Seine Blätter und namentlich die Rinde haben den charakteristischen würzigen Geschmack. Zwei schwarze Arbeiter waren mit der Ernte beschäftigt, die sie auf einen Ochsenkarren verluden. Diensteifrig brachten sie mir eine Zimmtstaude zum Probieren, wie ich dieselbe aber in die Hand nahm, verspürte ich ein Beißen und Krabbeln und sah, daß der Strauch voll von roten Termiten war.



Am Portal des Buddahtempels in Pettah.

Als ich wieder in meinem Hotel ankam, war ich müde und von der Hitze des Tages vollständig durchnäßt. Ein kühlendes Bad, eine kurze Siesta und ein neues Gewand stellten meinen äußeren Menschen wieder her, und ich konnte dem russischen Konsul, Herrn Alexander Nikolajewitsch Burnascheff, meine Aufwartung machen. In ihm lernte ich einen feingebildeten, äußerst liebenswürdigen Mann kennen, mit dem ich späterhin noch manche fröhliche Stunde verlebt habe. Ich habe auf meinen Reisen mehrfach die Beobachtung gemacht, daß die russischen Konsuln in fremden Ländern in der Regel höchst angenehme und zugängliche Menschen sind, mit denen man gerne plaudert und seine Erlebnisse austauscht, während ich dieses von den deutschen diplomatischen Vertretern nicht immer behaupten kann. Der Deutsche trägt sein Konsulbewußtsein meistens mit sich herum und kleidet sich in eine amtliche Verschlossenheit, die dem Reisenden oft von vornherein die Lust be-

nimmt, sich ihm zu nähern und von ihm nützliche Winke für seinen Aufenthalt in dem Lande zu empfangen.

Konsul Burnascheff nahm mich sans façon zu dem Hause eines ihm befreundeten Arztes mit, wo ich zum five o'clock tea eine größere Gesellschaft, darunter eine Menge junger Russen traf. Man unterhielt sich englisch und russisch, musizierte und genoß die gute Sakuska, die der englische Arzt nach russischer Sitte aufgestellt hatte. Einige Russen gaben Nationallieder und Stücke auf der Balalaika zum besten, und fast hätte man die Illusion haben können, man wäre irgendwo bei Petersburg auf der Datsche, hätte uns nicht ein Blick auf die Palmen im Garten und die servierenden singhalesischen Diener in luftigen weißen Gewändern gezeigt, daß wir vorläufig noch in Colombo saßen und daß Matuschka Rossia noch weit weit fort lag.



Buddahtempel in Pettah.

Die russische Kolonie in Ceylon ist ziemlich zahlreich, da bedeutende Teefirmen, wie Moltschanoff, Petschatnoff & Co., Gubkin, Kusnezoff & Co., Tscherbatschoff, Tschokoff & Co. und andere, ihre Zweighäuser mit zahlreichem Personale haben, um den guten Ceylon Tee direkt an der Quelle zu kaufen.

Auf dem Nachhausewege brach ein fürchterlicher Platzregen mit Donner und Blitz los. Zum Glück fand ich ein Rickshaw, in der ich noch leidlich trocken unter Dach und Fach kam. Mein schwarzer Rickshawmann, auf den das Wasser in Strömen niederfloß, sah wie ein Gebilde von glasierter Schokolade aus.

Der Regen hatte die Atmosphäre abgekühlt und goldig glänzte die Sonne auf dem indigoblauen Ozean, den ich von meinem Fenster überschaute und gegen den sich die schlanken Kokospalmen am Ufer plastisch und malerisch abhoben. Auf dem Fort exerzierten englische Matrosen an den Geschützen. Dieses Fort ist von so winzigen Dimensionen, daß

es eigentlich mehr ein Spielzeug, als ein Küstenverteidigungs-Institut ist, und ich verstehe die sonst so liberale englische Behörde nicht, die damit eine solche Geheimniskrämerei treibt und jeden Reisenden, der photographische Gelüste verspürt, mit schweren Strafen bedroht. Die englischen Soldaten haben ein angenehmes gesundes Leben in den Kolonien. In den frühen Morgenstunden ein wenig Exerzieren, im übrigen viel Siesta und besonders viel Sport. Es ist ein Vergnügen, die frischen Jungens Fußball spielen zu sehen, wobei es gerade nicht sehr zart zugeht, aber Tom Atkins kann schon einen Kicks vertragen.



Colombo: Auf der Wäscher-Insel.

Mein Weg führte mich diesmal in die belebte Vorstadt Pettah, wo sich die Läden der eingeborenen Muselmänner befinden, die mehr mit der örtlichen Bevölkerung Geschäfte machen. An dem großen Buddhatempel versuchte ich verschiedentlich meine photographischen Künste, umringt von einer Horde von schwarzen Straßenjungen, denen der Fremde mit der geheimnisvollen Camera eine größere Sehenswürdigkeit zu sein schien, als mir der Tempel.

Mit Hülfe eines zu dem Zwecke bestochenen schwarzen Schutzmannes konnte ich mir einigermaßen die Rotte vom Halse halten, als ich aber später in Pettah einige charakteristische Gebäude und Straßenszenen aufnehmen wollte, da sah ich, daß ich meine Rechnung ohne das Publikum gemacht hatte. Ich wurde von einer dichten Mauer von Menschen umlagert, die sich ungeniert an meinen Apparat machten, und mit der Stimmung war es vorbei. Mißmutig bestieg ich eine Rickshaw,

um aus dem Gedränge herauszukommen, gleichgültig wohin, und ich gelangte an einen Süßwassersee, aus dem malerisch einige Inseln mit reicher tropischer Vegetation herausragten. Ich ließ mich zu der größten dieser Inseln übersetzen und befand mich auf Dobey Island (Dobey heißt Waschmann), wo eine Unzahl fast nackter Eingeborener mit dem Waschen und Bleichen von Wäsche beschäftigt waren. Die schlanken schwarzen Gestalten mit ihren urnenartigen Krügen zwischen dem weißen Linnen, teils im Wasser, teils in dem Wald von Kokospalmen boten mir eine solche Fülle malerischer Motive, daß ich mein Ungemach in den Straßen



Colombo: Straße auf Slave-Island.

von Pettah bald vergessen hatte, umsomehr als sich diese fleißigen Leutchen nicht um mich kümmerten, sondern unverdrossen in ihrem Reinigungsprozeß fortfuhren. Dabei war es wonnig kühl am Wasser unter den leise zitternden Palmenwedeln, der Himmel von einem so tiefen reinen Blau, daß ich mich wunschlos im Grase räckelte und mich schwer von Dobey Island trennen konnte.

Weiterhin ging es durch die Vorstadt Mutwal, die sehr hübsch gelegen ist und wo Landschafts- und Genremaler auf Schritt und Tritt lohnende Studien für ihren Stift und Pinsel finden würden.

XXIV.

Die nächsten Tage waren weiteren Ausflügen in die Umgebung von Colombo gewidmet, die mir einen Begriff von der Schönheit und Großartigkeit der überreichen Natur von Ceylon gaben.

Sehr lohnend ist der Ausflug nach Kellanya. Man fährt mit dem elektrischen Tramway durch die Vorstadt Pettah, soweit die Bahn geht, und befindet sich am Kellanya-Flusse, einem ziemlich bedeutenden Gewässer, auf dem Kähne und sogar kleine Dampfer verkehren. Früher war dort in der Nähe eine höchst interessante und pittoreske Brücke aus Böten gebildet, die aber jetzt durch eine eiserne ersetzt worden ist. Darunter herrscht gewöhnlich ein reges Leben, da hier die Fruchtkähne in Massen anlegen und einen schwungvollen Handel mit Kokosnüssen, Melonen, Kürbissen, Bananen, Zuckerrohr etc. betreiben. Die Bootsleute,



Ceylon: Brücke über dem Kellanya River.

sehnige schwarze Gestalten, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, die Weiber in bunten Sarongs, Lasten auf den Köpfen balancierend, das eingeborene Publikum, das an der Fähre wartet oder dem Fremden nachläuft, geben Szenen von vielgestaltigem farbenfrohen Treiben.

Wie ich gerade meine Camera zusammenfaltete und überlege, wohin ich mich wenden solle, kommt ein alter Singhalese auf mich zu und erzählt mir freundschaftlich, daß ein großer Buddahtempel hier ganz in der Nähe liege und daß die Anwesenheit eines Photographen von den Priestern dort schon längst sehnlichst herbeigewünscht würde. Vertrauensvoll folge ich meinem freundlichen Führer, der in einem Ochsenwagen, wie sie hier an Stelle von Droschken auf dem Lande benutzt werden, vorausfährt, während ich auf einer Rickshaw hinterhergondele. Es ist ein ziemlich weiter Weg, der durch das Dorf Kellanya zum Tempel führt, aber schön, wie man es selbst in Bilderbüchern nicht findet. Das

Ganze ist ein Garten Eden von sinnverwirrender Üppigkeit der tropischen Vegetation, wie ich sie nie zuvor gesehen. Es war, als führe man in märchenhafte Fernen und als ob sich gleich ein Tor öffnen müsse, um zu dem verwunschenen Schlosse zu gelangen.

Endlich an einem zweiten Dorfe biegen wir links ab, und dort erhebt sich mitten im üppigsten Grün von Bananen und Palmen auf einer großen Steintreppe das blendend weiße Tor des Buddhatempels in feierlicher und doch zierlicher Architektur. Es wirkt wie ein Feenschloß. Durch das Tor zum inneren Tempel schreitend, gelangt man an das Buddha-



Ceylon: Dorf Kellanya.

grab, schneeweiß, von riesigen Dimensionen und von der Form einer halbrunden ganz glatten Käseglocke mit einem spitzen Handgriffe.

Im Innern des Tempels selbst ist nichts von Bedeutung zu sehen. Mehr interessierte mich die in Scharen herbeigelaufene Dorfjugend und die Buddhapriester in alten und jungen Exemplaren und kahl geschorenen Köpfen. Auf meine Frage nach etwas Trinkbarem ließ mein freundlicher Gönner einen flinken Singhalesenjungen den schlanken Stamm einer Kokospalme erklettern und mir eine reife Nuß herunterholen. Das süßliche Wasser wirkt zwar sehr erfrischend, liegt aber schwer im Magen. Meine letzte Platte verwandte ich zu einer Gruppenaufnahme des versammelten Publikums, das mich einmütig umlagerte, jeder um ein Trinkgeld bettelnd. Doch je mehr ich an kleiner Münze verteilte, desto zudringlicher wurden die Leute, sodaß ich mich schließlich in meine Rickshaw retten mußte und meinen Rückzug antrat.

Merkwürdig berührte es mich, daß mein singhalesischer Gönner, der mich aufgefordert hatte, den Tempel zu besuchen, mir in seinem Ochsenkarren folgte. Als ich wieder an der Fähre angelangt war, die nach Boat Bridge führt und mich mit einem angemessenen Trinkgelde verabschieden wollte, erklärte mir der Alte sehr kategorisch, daß er für seine Bemühungen mindestens 5 Rupien (etwa 7 Mark) zu bekommen hätte. „Oho, guckst Du mich aus das Fenetre", dachte ich und beschloß, an dem frechen Anhänger des Fremdenkultus ein Exempel zu statuieren. Ich erklärte dem Manne ruhig und bestimmt, daß ich ihn weder um seine Führerdienste ersucht, noch sonst irgend welche Verpflichtungen ihm gegenüber habe, und ließ den immer zudringlicher Werdenden ruhig hinter mir herlaufen. Erst als ich in der elektrischen Bahn saß, bequemte er sich, wahrscheinlich nach vielen singhalesischen Flüchen, das ihm zuerst angebotene Trinkgeld einzustecken und seiner Wege zu ziehen.



Ceylon: Eingang zum Buddhatempel in Kellanya.

Einen anderen, womöglich noch hitzigeren Tanz hatte ich mit dem Rickshawkuli, der für seine Dienste einen Preis verlangte, um welchen man sonst einen zweispännigen Landauer für den ganzen Tag mieten kann. Der Mann lief die ganze Zeit mit der elektrischen Bahn um die Wette und konnte erst vor dem gestrengen Polizeimeister von Colombo dazu gebracht werden, seine Forderung auf die gesetzliche Taxe zu reduzieren.

XXV.

Ganz unvergeßlich werden mir die verschiedenen Nachmittagsausflüge nach Mount Lavinia sein, das etwa 8 Kilometer von der Stadt entfernt am Meere liegt und sehr bequem per Bahn oder auf einer

interessanten Chaussee zu Wagen zu erreichen ist. Der Schienenweg passiert zuerst die Brücke, die nach Slave Island führt, und läuft von dort aus die ganze Zeit hart am Meere entlang durch einen fast ununterbrochenen Wald von Kokospalmen. Der Eindruck der Szenerie ist höchst eigenartig. Oft geht der Wald oder einzelne Gruppen von Palmen bis unmittelbar an den Strand. Der Wind hat die Stämme merkwürdig gekrümmt und verkrüppelt, und es scheint, als neigten sich die Palmen vor der Majestät des Ozeans. Auf den kurzen Wegen hält der Zug auf zahlreichen Stationen, da längs der Strecke die Villenorte der Städter liegen. Die sauberen



Ceylon: Gruppe von Singhalesen und Tamilen.

netten Bungalows erinnern etwas an die Datschenorte in der Umgegend von St. Petersburg, die auch längs der Bahn im Walde aufgebaut sind.

In Mount Lavinia befindet sich ein luxuriös eingerichtetes Hotel in entzückender Lage auf einer kleinen Anhöhe, dicht am Meere. Dort saß ich stundenlang auf der Terrasse und ließ mir die Stirne von der kühlenden Brise umfächeln. Um mich herum der Komfort eines modernen Hotels, hinter mir der dichte Palmenwald und vor mir das brandende Meer, dessen lange, gleichförmige Wogen, sich in weißen Schaum auflösend, an das Ufer schlagen. Es waren Stunden der Ruhe, der inneren Sammlung und des Nachdenkens darüber, wie draußen feindlich im Weltgetriebe die Menschen dem Erwerb nachjagen, während hier unter diesem glücklichen, ewig heiteren Himmel ein munteres Völkchen sorglos in den Tag lebt.

Und doch nicht so ganz, wie es den Anschein hat. — „Master give me ten cents“, ruft mir ein kleiner schwarzer Singhalesenjunge zu, der

sich an die Terrasse des Hotels herangewagt und mit seinen großen braunen Augen den Fremden erwartungsvoll ansieht. Nein, es gibt doch kein Land auf dem Erdball, wo nicht das Geld die mächtige treibende Rolle spielt.

Ich schlendere wohlig am Strande entlang, ein Junge trägt mir meine Camera und ein Dutzend andere Piganninies begleiten ihn aus Neugierde. In einem Fischerdorfe langte ich gerade um die Abendstunde an, wo die Boote vom Fang nach Hause kommen. Die schmalen schnellen Segler mit dem Katamarang schießen wie Pfeile durch die Brandung



Ceylon: Dorf am Kellanya River in der Nähe des Tempels.

und werden von nervigen Armen auf das Land gezogen. Die Sonne neigt sich dem Westen zu, von wo ein Gewitter aufzuziehen scheint. Die Abend- und Wolkenstimmung über dem Meere ist ganz unvergleichlich. Als meine Platten zu Ende sind, gehe ich langsam zu der nahen Station Dehiwala, um auf den nächsten Zug zu warten. Von Colombo kommen jetzt zahlreiche Züge an und bringen die Leute nach Geschäftsschluß zu ihren Landhäusern, und es gewährt mir Vergnügen, die Typen der aussteigenden Passagiere zu beobachten und mir ihr Denken, Fühlen und ihre täglichen Lebensgewohnheiten zu vergegenwärtigen.

Inzwischen hat sich der Himmel mit schweren Wolken bezogen, die Atmosphäre, noch etwas von der Sonne durchleuchtet, hat einen intensiv roten Schein angenommen, und die Landschaft mit ihrer dichten tropischen Vegetation sieht unheimlich rot aus, als sähe man durch ein orangefarbiges Glas.

Dann aber öffnet der Himmel seine Schleusen, als wollte die Welt untergehen. Mit elementarer Gewalt bricht der Gewitterregen los, und ich bin froh, auf dem Bahnhofe unter Dach und Fach zu sitzen, obwohl der Wasserstaub durch die glaslosen Fenster dringt.

Der Glanzpunkt meiner Reise nach Ceylon war ein dreitägiger Ausflug nach Kandy, der heiligen Stadt, die man bequem per Bahn in $3^1/_2$ Stunden erreicht. Schon die Fahrt allein würde die Zeit und Kosten aufwiegen, so schön und interessant ist sie.



Ceylon: Am Strande von Mount Lavinia.

Der Schienenweg führt zuerst durch ebenes Gelände, das überall unter hoher Bodenkultur steht und ziemlich dicht bevölkert ist. Alles strotzt von einer überreichen Vegetation und die Erde scheint tausendfach die aufgewendete Mühe wiederzugeben. Erst nach etwa zweistündiger Fahrt beginnt das Terrain hügelig zu werden, und merklich steigen wir bergan. Ganz allmählich und fast ohne es gewahr zu werden, ist man im Gebirge. An einzelnen Stellen wird die Steigung stärker, es eröffnen sich wundervolle Ausblicke auf Höhezüge und tiefe Täler von großem pittoresken Reiz. Der Reichtum an Palmen ist phänomenal, vorherrschend sind Kokos- und Betelpalmen, letztere mit schlankem grünen Stamme und fasrigen, zerrissenen Wedeln. Hart am Rande eines tiefen Abgrundes beschreibt die Bahn eine große Kurve um den Bergrücken, weiter und weiter schauen wir ins Tal und sehen auf die kleinen Hütten und Farmen herab, die wie Spielzeuge aus dem dichten Grün hervorlugen. Hier und

da sieht man eine Teeplantage, jedoch vereinzelt, da der eigentliche Teedistrikt höher gelegen ist als Kandy.

Gegen 7 Uhr abends sind wir in Kandy. Ein Fuhrmann brachte mich mit meinen Habseligkeiten in der Dunkelheit zu dem kleinen Familienhotel, das mir als gut und sympathisch empfohlen worden war, und wo mich in einem freundlichen Speisezimmer die Wirtin, eine stattliche australische Dame willkommen hieß.

Kandy liegt ca. 1750 Fuß über dem Niveau von Colombo und die Nächte sind wesentlich kühler dort. Nach dem geräuschvollen Treiben



Ceylon: Straße in Kandy.

in der Hafenstadt hier diese Ruhe, die schöne Bergluft, ein sauberes familiäres Heim mit gutem Tisch und einer kleinen Gesellschaft, in der man sich sofort zu Hause fühlte. Alles das empfand ich wohlig, als ich mich frühzeitig zur Ruhe legte. Außer mir war nur noch ein Modewarenhändler aus Kalkutta mit seiner Familie da, der in Ceylon Geschäft mit Erholung verband, sowie der junge Sohn eines Plantagenbesitzers aus dem Innern, der in Kandy die Schule besuchte.

Erst am folgenden Morgen konnte ich mir ein Bild von der Lage von Kandy machen. Unser Hotel lag an dem großen Rasensquare gegenüber dem heiligen See und ganz in der Nähe des berühmten Buddhatempels. Ich hatte es also sehr bequem mit meinen Ausflügen, und die freundliche Wirtin gab mir gern jede gewünschte Auskunft, wie ich meine Zeit am besten ausnutzen könnte.

Mein erster Gang galt der Hauptsehenswürdigkeit, dem Tempel,

dem größten und ehrwürdigsten Heiligtume von Ceylon, wo sich ein veritabler Zahn von Buddha befinden soll, der wundertätige Wirkung hat. Hierher werden alljährlich von den Gläubigen große Pilgerfahrten veranstaltet, verbunden mit Volksfesten, Prozessionen und Aufzügen, wobei geschmückte Tempelelephanten eine große Rolle spielen und Tausende von Menschen zusammenströmen. Die Lage des Tempels an sich ist wundervoll, und hochinteressant ist ein Besuch desselben. Meine Wirtin hatte mir zu diesem Zwecke einen Führer rufen lassen, der hauptsächlich die Aufgabe hatte, während der Besichtigung die unglaublich lästigen Bettler fernzuhalten.



Ceylon: Der große Buddahtempel in Kandy.

Hat man das architektonische hübsche Eingangstor durchschritten, so gelangt man zu der inneren Terrasse. Hier fesselten mich die grotesken, jedenfalls sehr alten Wandbilder, die in farbiger Darstellung die himmlischen Strafen für verschiedene Verbrechen anschaulich zeigten und an Schrecklichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Insbesondere spielte dabei das Zersägen der Menschen und fabelhafte Tiere mit gewaltigen Rachen und entsprechenden Zähnen eine große Rolle. Das Innere des Tempels ist klein, stellenweise reich ausgestattet, besonders aber das Allerheiligste mit der kostbaren Reliquie. In dem Tempel wimmelte es von Gläubigen, worunter viele Krüppel, die dort Heilung zu finden oder die Fremden erfolgreich anzubetteln trachteten. Letzteres schien mir das Wahrscheinlichere. In der Bibliothek wurden mir die heiligen Bücher des Buddhismus, auf präparierten Palmenblättern geschrieben, gezeigt.

Es scheint mir aber mit der Echtheit derselben nicht so schlimm zu sein, da mir später genau solche Blätter vielfach zum Kauf angeboten wurden — zugunsten der Ehrwürdigkeit des Tempels will ich diesmal ausnahmsweise annehmen, daß jene Handelsobjekte schnöde Imitationen sind und sich die einzig wahren beschriebenen Palmenblätter im Tempel befinden.

Ganz entzückend ist der heilige See in der Nähe, um den sich Kandy mit seinen Villen und Hotels gruppiert, während die Stadt selbst sich nach der anderen Richtung ausdehnt. Um den See zwischen alten schönen Bäumen hindurch führt ein sauber gehaltener Fahrweg. Jeden Morgen unternahm ich einen Spaziergang ringsherum, und jedesmal kam ich mit neuen Eindrücken heim. Über dem klaren Wasser, in dem sich die Häupter der Palmen und Riesenahornbäume widerspiegeln, liegt eine wohltuend friedliche und idyllische Stimmung, welche die Nerven stählt und beruhigt. Übrigens scheint Kandy ein fashionabler Villenort zu sein, wohin sich die wohlhabenden Leute aus Colombo während des heißen Sommers gern zurückziehen, um Kühlung und Erholung zu finden.

Nach dem Tiffin unternahm ich einen weiten Spaziergang nach dem Flußsee, wo täglich in den Nachmittagsstunden die Tempelelephanten baden. Diese Tiere bilden ein typisches Zubehör zu Ceylon, und man muß diese Stätten gesehen haben, um den armen Elephanten in unseren europäischen zoologischen Gärten das Heimweh nachzuempfinden, das sie hinter den Traillen ihrer Käfige nach ihrer schönen Tropenheimat kranken läßt. Die Tempelelephanten in Kandy scheinen die höchste Aristokratie unter ihrer Gattung zu repräsentieren und sich dieser Würde voll bewußt zu sein. Gemäßigten und großwuchtigen Schrittes gehen sie zum Flusse, auf ihrem Rücken den schwarzen Wärter. Im Flusse angekommen, heben sie den linken Hinterfuß, welcher dem Wärter zum Abstieg dient, und dann legt sich der Koloß in den schlammigen Fluß, sich einige Male wohlig hin- und herwälzend. Erst auf mehrmaligen Zuruf bequemen sie sich zum Aufstehen. Der Wärter nimmt mit Hilfe des aufgehobenen Hinterfußes wieder seinen Sitz auf dem Elephanten ein, und gemächlich geht der Zug nach Hause zum Elephantensouper, denn Baden macht bekanntlich Appetit.

Am nächsten Morgen stellte mir meine Wirtin freundlichst ihren eleganten Einspänner zur Verfügung. Der schwarze Kutscher in Turban und Livree, dabei nach Landesart barfüßig, schlug den Weg nach Peradenya ein, wo sich der berühmte botanische Garten, der schönste und größte seiner Art in Ceylon, befindet. Auf dem guten Wege flog das leichte Gefährt, von einem kräftigen australischen Pony gezogen, rasch dahin, und bald hatten wir die Häuser der Stadt, die zuletzt in eine dorfähnliche Straße ausläuft, hinter uns.

Ist schon ganz Ceylon überhaupt ein üppiger Garten zu nennen, so ist der Botanische in Peradenya ein Wunderland. Zwei turmhohe Königspalmen und eine beschnittene grüne Hecke bilden ein wahrhaft königlich-

liches Eingangstor zu dem Garten. Gleich dahinter staunen wir über eine Gruppe enormer indischer Gummibäume, mit starken, hellfarbigen Stämmen, deren weit verzweigte, mächtige Wurzeln sich lang über den Erdboden hinziehen. Der Garten birgt alles, was die Flora Ceylons und des tropischen Asiens hervorbringt. Hier gibt es keine Nachtfröste und klimatische Extravaganzen, die manchen empfindlichen Pflanzenarten schaden könnten, alles gedeiht in verschwenderischer Fülle und fast ohne menschliche Pflege, obwohl auch hier eine kleine Armee von Gartenkulis ständig damit beschäftigt ist, die große Anlage instand zu halten. Ganz hervorragend ist eine Allee von Talipotpalmen, eine besonders exotische Art, die nur alle 100 Jahre einmal blüht und dann eine riesige wedelartige Blüte ansetzt, ähnlich wie der Federschmuck in dem Haare einer Ballkönigin. Auch die enormen Bambusgruppen mit Stämmen von Mannesdicke, Alleen von Königspalmen, die hübschen Wasserstücke mit phantastischen Schlingpflanzen und großen Blumen auf der Oberfläche zwingen zu immer neuer Bewunderung und erzeugen zeitweilig die Illusion, als befände man sich in einem fabelhaften Lande.



Ceylon: Im Botanischen Garten zu Peradenya.

Gegenüber dem Ausgange des botanischen Gartens bemerkte ich ganz in der Nähe eine Teeplantage, die ich mir näher anzusehen beschloß. Um mir den Weg abzukürzen, ging ich quer über das Gras, und plötzlich verspürte ich einen Biß in der Nähe des Knöchels. Beim Aufkrempeln des Beinkleides finde ich 6 Blutegel, die im Begriffe sind, sich an mir einen Gratismorgentrunk zu nehmen, was ich jedoch trotz meiner angeborenen Gutmütigkeit nicht zugeben konnte. Dabei fielen mir die Schlangengeschichten aus dem Klub ein, und ich beeilte mich, meinen Wagen zu erreichen und nach Kandy zurückzukehren.

Bei meinem Nachmittagsausfluge auf die Höhen jenseits des heiligen Sees wurde ich leider von einem Regen überrascht, der mich bald zur Umkehr zwang. Oktober ist gerade die Regenzeit in Ceylon, und fast jeden Tag goß es in den Nachmittagsstunden in Strömen. Alsdann saß ich im bequemen Korbstuhle auf der Veranda unseres gemütlichen Hotels und plauderte mit der Wirtin beim Tee, die mir vieles aus ihrer australischen Heimat und von ihren Erfahrungen in Ceylon erzählte.

XXVI.

Am Tage nach meiner Rückkehr nach Colombo — ich hatte gerade mit meinen neuen russischen Freunden zusammen gefrühstückt — meldete sich bei mir der Berichterstatter einer dortigen Zeitung an, der mich



Ceylon: Gruppe von Riesenbambus im Botanischen Garten zu Peradenya.

interviewen wollte, da er gehört, daß ich aus Port Arthur käme. Da der junge Mann angenehme Manieren und Intelligenz zeigte, so gab ich ihm bereitwillig einiges aus meinen Erlebnissen und Ansichten zum besten. Kaum war er gegangen, so kam ein anderer, diesmal ein ziemlich ruppiger singhalesischer Halfcast und später dann noch ein dritter. Diese ließ ich für mich reden und gab meine Meinung nur durch kurze Bejahungen oder Verneinungen kund. Das Ergebnis war sehr spaßhaft. In den drei größten Blättern von Colombo erschienen am nächsten Tage spaltenlange Berichte über den Gast aus Port Arthur, alle drei so verschieden, wie nur denkbar, geschmückt von der ausschweifendsten Phantasie exotischer Reporter. Danach war ich einmal als Deutscher, dann als Russe und

schließlich als Amerikaner geschildert, der in Port Arthur die gräßlichsten Gefahren bestanden hatte und schließlich unter hochnotpeinlichen Umständen dem Bombardement entronnen war.

Nur zu schnell ging die Zeit meines Aufenthaltes in Ceylon ihrem Ende entgegen und nicht ohne das Gefühl des Bedauerns sah ich am Morgen des 15. Oktobers 1904 den österreichischen Lloyddampfer „Erzherzog Franz Ferdinand" auf der Reede liegen. Eine letzte Rundfahrt nach den schönsten Punkten der mir nun ganz vertraut gewordenen Stadt, ein gemütliches Frühstück mit dem russischen Konsul und anderen Freunden im Grand Oriental-Hotel, dann Abschied von meinem Hotel und um 6 Uhr abends begab ich mich an Bord.

Der „Erzherzog Franz Ferdinand" ist ein famoser Dampfer, eines der schönsten Schiffe auf der asiatischen Linie des Österreichischen Lloyds. Besonders anheimelnd ist das geräumige Promenadendeck und das kosige Rauchzimmer mit Klavier und Harmonium, wo ich unbeschränkt schalten und walten konnte, da nur wenige Passagiere mitfuhren. Natürlich bekam ich eine große Kabine für mich allein und außerdem noch eine für mein Gepäck, was an Bord sehr angenehm und bequem ist.

Am Sonntag den 16. Oktober lagen wir tagsüber im Hafen. Da alle Dampfer, die aus Calcutta kamen, als pestverdächtig galten, so durfte ich — einmal an Bord — nicht ohne besondere Erlaubnis in die Stadt zurückkehren. Es reizte mich auch nicht, nochmals in den Straßen von Colombo herumzustreifen, wo am Sonntage alle Läden geschlossen sind, und dann lag es sich so wohlig in den bequemen Stühlen an Deck mit dem schönen Blick auf den Hafen und den großen Schiffsverkehr, auf die Ta-ra-ra-bum-dy-eh-Boys und die exotischen Gestalten, welche die Ladung in ihren Boten heranbrachten und in dem Schiffsrumpfe verstauten. Im Zwischendeck fanden sich einige mohammedanische Passagiere ein, die bis Aden mitgehen und von dort eine Wallfahrt nach Mekka unternehmen wollten. Die Offiziere und Matrosen des Dampfers hatten in Calcutta eine unglaubliche Menge von kleinen und größeren Kapuzineraffen aufgekauft. Die armen Tiere saßen in engen Körben und Käfigen zusammengepfercht, und wenn die Zeit herankam, wo sie mit Brot und Früchten gefüttert wurden, oder wenn jemand mit einer Banane vorbeikam, so erhob sich ein lautes Geschrei und Gezeter, und Hunderte von behaarten kleinen Händen streckten sich durch die Stäbe der Käfige, wobei die kleineren und schwächeren Tiere von den stärkeren unbarmherzig niedergetrampelt wurden. Ein rücksichtsloser Kampf ums Dasein. Fast jeden Tag gingen einige Tiere ein. Wie ich hörte, waren die Affen zu Vivisektionszwecken bestimmt, während die größeren und kräftigeren Exemplare nach Schönbrunn bei Wien in den zoologischen Garten gebracht werden sollten.

Um 11 Uhr am folgenden Morgen lichtete der „Erzherzog Franz Ferdinand" seinen Anker. Noch ein Abschiedsblick auf den Hafen und

die freundliche Stadt, über welcher wieder die tropische Hitze der Mittagsstunde brütete. Stolz rauscht unser gutes Schiff an dem Leuchtturm vorbei und ein letztesmal sehe ich die weiße Brandung an der Mole hoch aufspritzen. Gleich darauf merkt man an der stärkeren Dünung, daß wir wieder den freien Ozean unter uns haben. Der Kurs wird nach West gerichtet. Homeward bound.

Wie schön ist es doch an Bord, wie wohlig dehnt sich die Brust in der erfrischenden Seeluft, wenn auch Tag für Tag die Sonne heiß vom stahlblauen Himmel herniederscheint.

XXVII.

Lange schon ist der schmale Streifen Landes, die Küste von Ceylon, am Horizont verschwunden, als der altvertraute und seit zwei Wochen entbehrte Ton der Schiffsglocke zum dinner ruft. Das Essen ist gut, die Bedienung durch die sauber uniformierten Camerieri tadellos, der Speisesaal schön geräumig — mein Liebchen, was willst du noch mehr! — Bei Tisch sehe ich zum erstenmal meine Mitpassagiere — eine merkwürdige Familie. Er ein Mann mit englischem Namen, dick, gedunsen, stark Alkoholiker, der im Laufe der Reise ganz gewaltige Quantitäten von Whisky, Portwein etc. vertilgte. Mr. W. spricht ein schauderhaftes Italienisch, aber er spricht es unaufhörlich. Ich erfahre bald, daß er ein Menschenalter in Ceylon gelebt hat und nun nach Mailand geht. Ich vermute, er ist ein Malteser, da er so wenig Englisches an sich hat. Mit ihm fährt seine kleine Tochter, ein schwächliches, achtjähriges Kind, singhalesisches Halbblut, und seine Frau, eine Französin. Der Roman ist nicht schwer zu erraten. Er hat eine Eingeborene in Ceylon geheiratet, daher das farbige Kind. Jedenfalls hat ihm die Ehe viel Geld eingebracht. Frau gestorben, Gouvernante geheiratet, Kind verblieben, da Erbin eines großen Vermögens, welches er jedoch zum großen Teile in Spiritus anlegt. Ich fühlte mich wenig zu diesen Leuten hingezogen und suchte meine Zuflucht im Rauchsalon, wo ich mit den Offizieren des Schiffes musizierte und stundenlang auf meiner Maschine schrieb.

Die Signatur unserer Fahrt war gutes Wetter. Am Freitag, den 21. Oktober, war der Ozean glatt, wie eine immense Glasfläche, durch die unser Dampfer eine breite, noch langehin sichtbare Furche zog. Ab und zu sahen wir in der Ferne Delphine spielen, die paarweise pfeilschnell auf das Schiff zukommen, unseren Kurs kreuzen und unter lustigen Sprüngen davoneilen. Wunderbar weich umschmeichelt uns die laue Luft, und wenn abends feurig der Sonnenball am Horizonte versinkt und wieder ein Tag von uns Abschied nahm, der uns der Heimat näher gebracht, dann mischt sich die Sehnsucht mit dem Gefühle des Bedauerns. Ich stelle mir die kalte feuchte Winternacht in St. Petersburg vor, wenn der nasse Schnee das Gesicht peitscht und wenn man die übelriechenden

Treppen der übervölkerten Häuser herauftappt. Wie werde ich mich wieder in das Leben im Norden finden, ohne an der Sehnsucht nach dem Süden mit seiner Sonne und seinen Farben zu kranken?

Am Sonntage, den 23. Oktober 1904, passieren wir die Insel Socotra und unterscheiden deutlich die wilden Gebirgsformationen der gewaltig großen Insel. Dieselbe gehört geographisch zu Afrika und ist von Somalis bewohnt. Hin und wieder konnte man mit Hilfe des Fernrohres Hütten am Strande sehen, doch um die Menschen zu unterscheiden, reichten die Gläser nicht aus.



An Bord des Erzherzogs Franz-Ferdinand.

Wieder vergingen zwei Tage im gleichmäßigen Einerlei des Lebens an Bord bei Himmel und Wasser. Ich gehe nach dem Tiffin auf die Kommandobrücke, da zeigt mir der Kapitän vor uns die bergige Küste von Arabien, der wir uns mit der Schnelligkeit von 15 Knoten nähern. In einigen Stunden sind wir so nahe, daß man deutlich alle Einzelheiten unterscheidet. Eine kühne, zerrissene Berglandschaft bietet sich den Blicken dar. Auf den gelbbraunen Höhen bis tief herunter in die Täler liegt sengend die Sonne, keine Spur von Vegetation ist zu entdecken — starr und tot erhebt sich die gräßliche Einöde in den stahlblauen Himmel. Es ist, als ruhe der Fluch des Ewigen auf diesem Lande, als hätte sich vor alten Zeiten die Hand Gottes zürnend über die Sünden der Kinder Israels ausgestreckt, daß alle Quellen versiegen und alles Gras verdorre.

In der Luft liegt eine erdrückende Schwüle, man fühlt instinktiv, daß man sich einem der heißesten und wasserärmsten Länder der Erde nähere.

Wir umfahren ein vorgelagertes Kap, auf dem einsam ein weißer Leuchtturm steht, und haben nun den Hafen von Aden vor uns, das sich mit seinen hohen Bergen und weißen Häusern recht malerisch präsentiert, bei näherer Betrachtung aber als ein kleines miserables Nest entpuppt, wo zu leben wohl eher eine Strafe, als ein Vergnügen sein dürfte. Linker Hand, wo sich die Küste abflacht und mit dem Meere in eins zu verlaufen scheint, liegen, wie große weiße Salzhaufen aussehend, die mächtigen Wasserreservoirs, die den Zweck haben, den Regen, der allenfalls einmal im Jahre, manchmal noch seltener vom Himmel fällt, aufzufangen, außer-



Hafen von Aden.

dem destilliertes Seewasser in sich aufzunehmen, damit die Bewohner Süßwasser zum Trinken und Waschen haben. Das Wasser in Aden bildet einen wichtigen Handelsartikel, und seine Kosten müssen das Haushaltbudget schwer belasten.

Unser Dampfer hatte noch nicht Anker geworfen, als auch schon wieder die Boote mit den schwarzen Händlern in Massen da waren. Diesmal waren es afrikanische Somalis von unverkennbarem Negertypus und braune Araber mit verschmitzten Vagabundengesichtern, die uns mit ihren Ansichtskarten, Straußeneiern, Fächern aus Straußenfedern, Waffen etc. versorgen wollten und dabei eine nicht geringere Zungenfertigkeit und Aufdringlichkeit an den Tag legten, als ihre Konkurrenten in Ceylon. Bei der geringen Anzahl unserer Passagiere war indessen kein Geschäft zu machen.

Wegen der Kürze der Zeit, die wir in Aden verbleiben sollten, war es nicht möglich, viel davon zu sehen, und insbesondere nach Aden Camp,

der eigentlichen Stadt, die in etwa einer Stunde zu Wagen zu erreichen ist, zu fahren. So mußte ich mich darauf beschränken, ein wenig in der Hafenstadt umherzustreifen. Die Stadt ist von rein orientalischem Typ und fürchterlich heiß. In den Straßen, die ungepflastert sind, liegt ein fußhoher, grauer feiner Staub, aus dem jeder vorbeifahrende Wagen Wolken aufwirbelt. Trotz aller Armseligkeit ist es doch höchst interessant, die Straßen und namentlich die Seitengassen entlang zu wandern. Die einstöckigen, blendend weißgetünchten Häuser mit flachen Dächern, niedrigen Türen und kleinen vergitterten Fenstern, davor die Gruppen von Arabern in großen Turbanen und langen bunten Chalats, die vielen gänzlich schmucklosen Bethäuser, gedrängt voll von murmelnden Mohammedanern, die sich unzählige Male gen Mekka verneigend ihr Abendgebet verrichteten, das waren eigenartige Bilder orientalischen Lebens. Bald waren die Straßenjungen auf den einsamen Fremden aufmerksam geworden und verfolgten ihn mit lauten „Bakshisch“-Rufen. Damals hörte ich das schöne Wort zum erstenmal, und wie oft sollte ich später noch die bettelnde Macht des „Bakshisch“ vernehmen.

Über Aden mit seinen zweifelhaften Gestalten, die sich dort auf den Straßen herumtreiben, mit seiner schwülen Dunkelheit, liegt abends ein beklemmender, unheimlicher Zug, und ich zog es vor, bald nach Sonnenuntergang an Bord zurückzukehren. Längsseit am Dampfer lagen große Boote, aus denen mittels Dampfpumpen frisches Wasser in die Reservoirs geleitet wurde, und lange noch hörte ich das eintönige Arbeiten der Pumpen und sah die dunkeln Gestalten in den Booten herumhantieren.

XXVIII.

Früh am nächsten Morgen befanden wir uns im Roten Meere und fuhren dicht an Perim, einer kleinen, für die Engländer aber äußerst wichtigen Insel, vorbei. Die Fahrstraße ist sehr gefährlich, überall sieht man Felsenriffe aus dem Wasser ragen, die sich Tausende von Möven als Ruhestätte auserkoren haben. Das Wetter ist heiß, jedoch erträglich, da uns kühlend eine Brise entgegenweht, wohl auch wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit, denn wir schreiben heute den 26. Oktober. Im Sommer ohne diese Brise muß allerdings die Fahrt durchs Rote Meer eine Tortur sein, und die Offiziere an Bord erzählten mir Wunderdinge davon. Zur linken Hand ist deutlich die Küste von Somaliland sichtbar, die für mich an Interesse gewinnt, da mit uns ein Engländer und ein Franzose fahren, die gerade aus Abessinien von einem Jagdausfluge kommen und vieles von ihren Erlebnissen erzählen. Fast auf der ganzen Fahrt sind beide Ufer sichtbar, und der äußerst lebhafte Schiffsverkehr im Roten Meere bewegt sich auf einem verhältnismäßig schmalen Streifen, sodaß wir stets eine Masse Dampfer und Segelboote in Sicht hatten. Mit einem englischen Petroleumdampfer von ungefähr derselben Fahr-

geschwindigkeit wie der „Franz Ferdinand“ hatten wir 4 Tage eine Art Wettrennen, was alle an Bord lebhaft interessierte. Oftmals waren wir uns so nahe, daß wir fast auf den anderen Dampfer hinübersprechen konnten, und groß war die Freude, als wir ihn endlich geschlagen hatten.

Ich habe mir während der Fahrt klar zu machen gesucht, woher die Bezeichnung „Rotes Meer“ stammt. Das Wasser ist sicherlich nicht rot, sondern zeigt eine schöne gesättigte blaue Farbe, wie sie die Meere in den Tropen gewöhnlich aufweisen. Die Küsten, namentlich die afrikanische Seite, leuchten hell in dem Gelb des Wüstensandes, wenn aber abends die Sonne hinter den abessinischen Hügeln versinkt, blutrot die Wüste färbend und die Konturen der Berge mit Gold umsäumend, dann verstehe ich, warum dieses Meer das Rote Meer heißt. Jene Abendstimmung in der Wüste ist so oft von Malern auf die Leinwand gezaubert worden, daß ein jeder sich eine Vorstellung davon machen kann, aber erst jetzt verstehe ich, daß dieses Farbenspiel kaum übertrieben werden kann.

Leider hatte ich von nun an meinen Rauchsalon nicht mehr ungestört für mich allein. In Aden hatten wir unter anderen Passagieren einen türkischen Beamten bekommen, mit dem ich nur den Gruß Salem Aleikum austauschen, sonst aber nichts reden konnte, da er nur türkisch verstand. Seine Frau, die sich nach den Gesetzen des Korans den Ungläubigen nicht zeigen durfte, mußte tagüber in der engen heißen Kabine bleiben. Infolge dessen erkrankte das kleine Kind, und erst auf vieles Drängen der Stewards entschloß sich der Effendi, seine Frau und Kind ans Tageslicht zu bringen. Es war eine häßliche, verschüchterte Negerin, die Frau Pascha, und der gestrenge Ehegatte hatte keinen Grund, eifersüchtig zu werden.

Sonntag den 30. Oktober 1904. Das Wetter ist ideal, die Klarheit der Luft ganz wunderbar. Nachdem wir die Insel Sandwal passiert haben, gehen wir in die Bai von Suez und erblicken rechts die gelbbraunen, gewaltigen Berge der Halbinsel Sinai. Jedenfalls muß der selige Moses eine recht unternehmende Bergtour hinter sich gehabt haben, als er auf dem Berge Sinai die Gesetztafeln in Empfang nahm, und ich denke mir den Bergabtransport dieser gewichtigen Dokumente, die doch auf Stein geschrieben waren, ziemlich schwierig. Der Abend verstrich in freudiger Erwartung. Morgen sollten wir in Suez eintreffen und zum erstenmal den Boden von Afrika betreten.

Nachts um 1 Uhr, ich lag gerade im besten Schlafe, wurden die Passagiere von den Stewards aus den Betten getrommelt. Wir sind in Suez angekommen und die Sanitätsbehörde ist an Bord. Fluchend über das Türkenpack, das einen sogar nachts mit seinen Formalitäten belästigt, fahre ich in meinen Padjama und gehe an Deck, wo ich einige Gestalten mit rotem Fez herumwimmeln sehe. Es ist empfindlich kühl draußen, zum erstenmal seit langer Zeit. Ziemlich ungeniert schimpfe ich über die nächtliche Störung und gebe dem Schiffsdoktor auf gut deutsch meine Meinung zum besten. Wie erstaunt war ich aber, als sich von den tür-

kischen Sanitätsbeamten der eine als Würzburger, der andere als Liegnitzer entpuppen, zwei gemütliche Landsleute, die sich übrigens meiner Ansicht betreffs der türkisch-behördlichen Gepflogenheiten durchaus anschlossen und ihrerseits über den lästigen Nachtdienst räsonnierten. Nach abgehaltener Sanitätsparade setzten wir uns im Salon bei einer guten Tasse Kaffee zusammen und wurden bei angeregten Gesprächen ganz munter. Ich erfuhr manches Interessante über das Leben in Suez, namentlich über die Stellungen, Sitten und Lebensweise der Deutschen, die im Dienste der Suez-Canal-Company stehen.

Suez ist eine freundliche Stadt in ganz flacher Gegend. Leider konnte ich der Kürze der Zeit wegen nur die Ansiedlungen der Canal Co. mit meiner Camera durchstreifen, die von der eigentlichen Stadt ca. 4 englische Meilen entfernt liegen. Die sauberen netten Gebäude in der schönen Platanenallee machen einen recht freundlichen Eindruck, und die in der Nähe belegene Moschee zeichnet sich durch edle geschmackvolle Formen aus. Im Postamte, einem elenden kleinen Stalle, gab es ägyptische Briefmarken, und ich benutzte die Gelegenheit, die ersten Grüße aus Afrika nach Hause zu senden.

Wie ich unter den schattigen Platanen am Suezkanal entlang schlendere und mir die fremdartigen Gestalten der Vorübergehenden anschaue, fällt mein Blick auf die große Ebene (besser gesagt Wüste) auf der anderen Seite des Kanales, deren Horizont von einer bläulich schimmernden Bergkette begrenzt ist. Ein vorübergehender Herr im schwarzen Gehrock mit dem roten Fes auf dem Kopfe machte mich auf eine kleine Baumgruppe in einer Entfernung von ca. 6 englischen Meilen aufmerksam, und sagte mir, daß dort der „Brunnen Moses" liegt, der in der biblischen Geschichte erwähnt ist. Unwillkürlich überkam mich eine gewisse Ehrfurcht vor dem Alter dieser alttestamentarischen Stätte.

Um 2 Uhr nachmittags sind wir im Suezkanal, dem Wunderwerke menschlichen Unternehmungsgeistes, wodurch sich Lesseps unvergänglichen Ruhm erworben hat. Die Canal-Compagnie floriert brillant, denn die Gebühren, die alle durchgehenden Schiffe im voraus zu entrichten haben, sind ganz ungeheure. So hatte z. B. unser Dampfer „Franz Ferdinand", bei weitem keiner von den größten, für das Passieren des Kanales 50000 Francs zu entrichten, und die Gesamtausgaben des österreichischen Lloyds auf diesem Konto betragen im Jahre mehrere Millionen, wovon einen Teil die österreichische Regierung übernimmt.

Die Kanalfahrt ist höchst interessant und genußreich und sollte von keinem Reisenden — etwa durch Benutzung der Eisenbahn — umgangen werden. Der Dampfer geht mit Viertelkraft, von mehreren Lotsen und arabischen Hilfsarbeitern geleitet. In bestimmten Zwischenräumen befinden sich Ausweichestellen, und zwar ist der Verkehr in der Weise geregelt, daß zu gewissen Tages- oder Nachtzeiten die Dampfer auf der rechten und zu den anderen Zeiten diejenigen auf der linken Seite warten, um

den entgegenkommenden Dampfer vorbeizulassen, zu welchem Zwecke an den Stationen Signale gegeben werden.

Links zieht malerisch die Stadt Suez mit ihren Kuppeln und Minarets vorbei. Gruppen von Dattelpalmen geben der Stadt ein freundliches Gepräge, im übrigen ist das Land eine Sandwüste, in der nur hin und wieder ein armseliges Fellahindorf auftaucht. Die flachgedeckten Lehmhütten, vor denen Herden von Kamelen lagern, haben einen gewissen malerischen Reiz und erinnern an Bilder aus der Doréschen Bilderbibel. Mehrere große Dampfer ziehen an uns vorbei, darunter zwei gewaltige Ozean-



Port Said: Hafen und Verwaltungsgebäude der Suez Canal-Co.

riesen deutscher Flagge. Die dicht an der Reiling gedrängten Passagiere mustern uns neugierig, und wir winken unseren Landsleuten Grüße auf die Reise zu. Gegen Abend passiert uns ein großer Dampfer der Messagerie Maritime. Man hatte an Bord gerade diniert, und elegante Herren im Frack und Damen in Balltoilette sitzen in bequemen Korbstühlen an Deck.

Bei Eintritt der Dunkelheit wird vorn am Bug des Dampfers ein großer elektrischer Reflektor angebracht, der weithin den Kanal beleuchtet. Von Zeit zu Zeit kommen uns Dampfer mit ebensolchen Reflektoren entgegen, die gespenstisch durch die Nacht leuchten. Es wird merklich kühl des Abends, sodaß man wieder die längst vergessenen Mäntel und Plaids hervorsuchen mußte, denn wer aus den Tropen kommt, der friert bei 16 Grad Reaumur.

Schon früh war ich am nächsten Morgen auf den Beinen, um die interessante Kanalfahrt nicht zu versäumen. Die Landschaft erscheint

gänzlich verändert. An die Stelle der Wüste sind grüne, sumpfige Wiesen getreten, gelegentlich von einer Herde von Kühen oder Wasserbüffeln belebt. In der klaren Morgenluft tauchen gegen 9 Uhr die unbestimmten Umrisse einer großen Hafenstadt auf, der wir immer näher kommen. Es erscheinen Kuppeln und Türme. Der Kanal verbreitert sich zu einem geräumigen Hafen. Schon unterscheiden wir belebte Quais mit ungezählten Dampfern und Segelschiffen. Ruderboote fahren hin und her. Stolz ziehen wir an dem monumentalen Palais der Suez Kanal-Co. vorbei und wenige Minuten später rasselt der Anker des „Erzherzog Franz Ferdinand“ im Hafen von Port Said in den Grund.

XXIX.

Ich will meine Leser, die mir auf meinem langen Wege bis hierher so freundlich gefolgt sind, nicht mit einer Schilderung von Ägypten, wo ich fünf genußreiche Tage verlebte, ermüden. Das Land der Pharaonen mit seinen Pyramiden, seinen historischen Erinnerungen und heutigen Bewohnern ist von Berufeneren zur Genüge bereist und beschrieben worden. Außerdem geht es wohl den meisten Menschen so wie mir, daß nach langem Reisen und vielem Sehen eine gewisse Abspannung der Fähigkeit, neue Eindrücke in sich aufzunehmen, eintritt. Ich will mich daher nur auf eine kurze Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse beschränken.

Der Trubel, der den Reisenden bei seiner Ankunft in Port Said umgibt, ist sinnverwirrend, und ich glaube kaum, daß auf dem weiten Erdenrund ein zweiter Hafen existiert, in dem sich ein solch buntes Völkergemisch, ein so babylonisches Sprachengewirre, ein so banausisches Publikum zusammengefunden hat, wie dort. Wehe dem Reisenden, der in Port Said landet, um sich auf eigene Faust ins Innere des Landes zu begeben, ohne sich der Reiseamme „Thomas Cook & Son“ anzuvertrauen. Ihm wird sein Gepäck von dem arabischen Gesindel fast mit Gewalt aus der Hand gerissen, und mancher hat schon seine Koffer in dem Menschengewirre auf Nimmerwiedersehen aus den Augen verloren.

Ich nahm nur meine Camera mit, winkte einem Bootsmanne, um an Land zu gehen, von dem wir nur wenige Meter entfernt lagen, fest entschlossen, mich von dem Gesindel nicht übertölpeln zu lassen, was mir schließlich nach vielem Protestieren und Schimpfen auch gelang. Im Gegensatze zu den anderen exotischen Völkern haben nämlich die Araber, und namentlich die Indigenen von Port Said, die Eigenschaft, dem Fremden gegenüber eine drohende Haltung anzunehmen und ihre Forderungen durch eine Bewegung nach dem Messer zu akzentuieren. Da hilft nur englische Kaltblütigkeit und ein vollständiges Ignorieren aller derartigen Mätzchen.

Meine Wanderung begann ich an der Lesseps-Statue, dort, wo das

Mittelländische Meer und der Suez-Kanal sich vereinigen. In flimmerndem Sonnenlichte lag die große Wasserfläche da, die ich in wenigen Tagen durchkreuzen sollte, um nach der Heimat zu gelangen. Der berühmte Franzose hat in Port Said ein schönes Denkmal. In stolzer Haltung steht er auf seinem Postamente, die ausgestreckte Hand weist auf sein Werk, den Kanal, der die Meere verbindet und der Schiffahrt diese eminent wichtige Straße geworden ist. Böse Zungen behaupten, er strecke die Hand nach Bakshisch aus.



Port Said: Lesseps Statue.

Die Hafenstadt ist ganz modern, hier und da mit einem Stich ins Ägyptische, mit vielen eleganten Läden, großen Kontoren. Auffallend ist die Menge von Restaurants und Cafés, deren Tische und Stühle bis weit hinaus auf die Straße gebaut sind — und der schwungvolle Fremdenkultus. Von allen Seiten drängen sich die Verkäufer und Hausierer mit ihren Angeboten heran, auf der Straße stehen zahlreiche Geldwechsler — meistens Griechen, die es mit der Ehrlichkeit und den Kursen nicht so genau nehmen.

Trotz des 1. Novembers war es ganz bedeutend warm in Port Said, und gern ließ ich mir eine Ruhepause bei einem kühlenden Glase gefallen. Ein Streifzug in die entfernteren Stadtviertel der Eingeborenen bot nichts Besonderes, da die Stadt zu jung ist und keine historische Vergangenheit hat.

In der Agentur des Österreichischen Lloyds, welcher in Port Said ein bedeutendes Kontor hat, fand ich einen Brief vor, wonach die

Direktion mir gestattete, meine Reise wiederum zu unterbrechen und mit einem beliebigen Schnelldampfer von Alexandrien ohne Zahlung des sonst sehr bedeutenden Zuschlages fortzusetzen. Hurrah, ich konnte also nach Kairo gehen, das mir von jeher als das Ziel meiner Reisewünsche erschienen war, das mir aus zahllosen Bildern und Reisebeschreibungen vertraut war und mir als ein Märchen orientalischer Pracht und vieltausendjähriger Geschichte lockend vorschwebte. Mein Entschluß stand im Nu fest. Das größere Gepäck ließ ich auf dem „Franz Ferdinand", sagte dem Kapitän und den Offizieren einstweilen Lebewohl, auf Wieder-



Port Said: Im arabischen Viertel.

sehen in Triest, und fuhr gegen Abend auf den Bahnhof, mir „un billet deuxième pour le Caire" nehmend. Ich kam mir vor, wie die Frau Buchholzen, als sie nach Rom fuhr und zu ihrem Manne sagte: „Karl, es ist wie ein Traum". Müde von den vielfachen Wanderungen durch die heißen Straßen Port Saids, versank ich in eine Art Halbschlummer und hörte nur wenig von der lebhaften italienischen Unterhaltung einiger Levantiner, die sich um ihre Geschäfte drehte. —

Nach angenehmer, etwa 3½stündiger Fahrt hatten wir Kairo erreicht. In dem Durcheinander des modernen Bahnhofes hatte ich mich schnell orientiert und einen dienstbaren Geist vom Eden Palace Hotel gefunden, in welchem ich abzusteigen gedachte. Bei der Fahrt durch die hellerleuchteten Straßen von vollständig europäischem großstädtischen Charakter frug ich den Hotelportier, einen Deutschen, der eine unglaubliche Menge Sprachen ganz geläufig sprach, ob denn in Kairo etwas

Besonderes los sei, denn fast aus jedem Hause erscholl Tingeltangelmusik und in den tageshell erleuchteten Cafés und Bierhäusern saß schwatzend und rauchend die vergnügungssüchtige Menge. „Nein, hier ist nichts Besonderes los, und in der Hauptsaison ist es noch viel lebhafter in Kairo“, lautete die Antwort. Nun, dann werde ich ja einiges zu sehen bekommen, dachte ich mir.

Bei dem gewaltigen Fremdenverkehr ist das Hotelwesen in Kairo außerordentlich hoch entwickelt. Außer den erstklassigen Palästen, wie Shepheard's Hotel Continental und dem Ghezireh Palace Hotel, die sich an Luxus und Raffinement mit den allerersten Fremdenkarawansereien der Welt messen können, gibt es eine Menge sehr schöner, bequemer und gutgeleiteter Gasthöfe mit prachtvoller Verpflegung und durchaus mäßigen Preisen. Dazu gehört in erster Linie das Eden Palace Hotel, in dem hauptsächlich die reisenden Kaufleute absteigen, immer ein Beweis, daß man dort gut untergebracht ist. Für ein geräumiges Zimmer mit voller Verpflegung hatte ich etwa 10 Francs pro Tag zu bezahlen.

Ich schlief wie ein Gott, bis hell die Sonne in mein Zimmer schien und die weißen Galerien und maurischen Torbogen im Hofe mit einer Fülle von Licht übergoß. Es liegt ein eigener Zauber in der Luftstimmung in Kairo, besonders im Herbst. Die Atmosphäre ist von reinster Klarheit und Durchsichtigkeit, die das Gemüt erhebt und den Menschen froh stimmt. Regen gehört in Kairo zu den Seltenheiten, der Himmel ist fast das ganze Jahr hindurch von tadellosem tiefen Blau, alles ist Licht und Farbe, Leben und Lachen. In dieser Luft überkommt den Menschen eine eigene, zufrieden lässige Stimmung. Warum auch vorwärts drängen, wo der Augenblick so schön ist?

Langsam schlenderte ich vom Hotel durch die Straßen der europäischen Stadt, durch die ein gewaltiger Verkehr flutet. Elektrische Bahnen durchziehen die wichtigsten Verkehrsadern, die arabischen Kondukteure sehen sehr schmuck aus. Man könnte glauben, an einem schönen Sommertage in Paris oder in Frankfurt am Main zu sein, würde nicht auf Schritt und Tritt das eigenartige, buntfarbige Publikum daran erinnern, daß wir uns am Nil befinden. Die eleganten Magazine und großen Warenhäuser mit modernen Schaufenstern, besonders diejenigen der Kleider- und Wäscheläden, der Juwelen-, Waffen- und Luxusartikelhändler, sind ganz so, wie daheim in Europa. In den Geschäften bedient man sich hauptsächlich der französischen und italienischen Sprache, doch kommt man auch mit Deutsch und Englisch durch.

Mein Weg führte mich nach der Musski, nach den großen orientalischen Bazaren. Ich wollte zum ersten Male im Herzen des Orientes sein. Eine lange schmale Straße, Chareh El Sekkah El Guedidah, wo sich Laden an Laden reiht, führt dorthin. Der Verkehr ist ganz fabelhaft, und nur langsam komme ich vorwärts. Bei einer alten, wunderbar stilvollen Moschee biegt man links ab in ein Tor und gelangt in den eigent-

lichen Bazar. Ihn zu beschreiben — ich kann es nicht unternehmen. — Wie ich in den kühlen, gegen die Sonne geschützten Gängen, in denen eine wohltuende Ruhe herrscht, langsam einherschritt, da überkam mich die Erinnerung an die Märchen der Tausend und eine Nacht. Da waren sie alle, die altvertrauten Gestalten, die Hassans und Ibrahims in ihren langen bunten Gewändern und hohen Turbanen, darunter ehrwürdige Charakterköpfe mit langen weißen Bärten, beschaulich ihren Tschibuk rauchend und dem Kef nachhängend. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie vor ihren Magazinen und laden den Fremden höchstens durch eine Handbewegung ein, näher zu treten und ihre Schätze zu besichtigen. Vor den Werkstätten der Handwerker sitzen fleißige Arbeiter bei feinen Stickereien oder subtilen Metallarbeiten, wobei sie geschickt die große Zehe des rechten Fußes zur Handhabung der feinen Sägen oder Werkzeuge benutzen. Welche kostbare Waren sieht man dort! Diese prachtvollen Teppiche und Stickereien, zierliche Metall- und Elfenbeingeräte, seidene Gewänder und weiche rote Pantoffeln. Man müßte ein Krösus sein, um alle seine Wünsche zu befriedigen und sich einen Möbelwagen bestellen, um all das Gewünschte wegzuschaffen. Aber der Gedanke an den Zoll, den die Sachen in Europa kosten würden, setzt der Kauflust einen heilsamen Dämpfer auf. Mit einem gebildeten Araber, der in seiner Bude eine prachtvolle Auswahl von gestickten Decken hatte, ließ ich mich in ein längeres Gespräch ein. Mit dem landesüblichen Salâam, wobei er die Hand von der Brust nach Mund und Stirne führte, lud er mich ein, Platz zu nehmen, ein Nubierknabe, schwarz wie Ebenholz, brachte zwei Täßchen köstlichen arabischen Kaffee, wie man ihn eben nur in Kairo zu bereiten weiß. Der Kaufmann hatte strikt feste Preise, was mich in Erstaunen setzte, denn gerade im Herunterhandeln liegt im Orient ein gewisser Reiz. Ich habe schon manchen indigenen Bazar im fernen Osten gesehen, aber nichts reicht in bezug auf malerische Farbenfreudigkeit an die Musski in Kairo heran, nichts wirkt so sehr auf die Phantasie, nichts gewährt eine solche Fülle von Motiven für den Photographen. Es schien mir indessen, als wenn die Muselmänner eine gewisse Abneigung gegen die Kamera haben, denn mehrere Male wurde mir von der Volksmenge mit aufgeregten Gebärden bedeutet, von meinem Vorhaben abzustehen. —

Aus dem Bazar schlenderte ich ohne Ziel und Plan in die arabische Stadt, ein Gewirre von Gassen und Gäßchen von so intimem malerischen Reiz, daß ich mich bald ganz hoffnungslos verirrt hatte und mich auf keine Weise aus dem Labyrinth herausfinden konnte. Glücklicherweise hatte ich mir den Namen der Hauptverkehrsstraße aufgeschrieben und traf einen gefälligen Turbanträger, der mich wieder auf den rechten Weg brachte.

Nach dem Frühstück promenierte ich in dem schönen Ezbekiye-Garten, in nächster Nähe meines Hotels belegen, und genoß das Nach-

mittagskonzert einer Militärkapelle. Der Garten ist sauber gehalten und weist eine interessante Mischung tropischer und nördlicher Gewächse auf, darunter schöne Palmengruppen und einige indische Banyantrees, die an Höhe und Umfang natürlich hinter den in Kalkutta und Ceylon gesehenen Exemplaren zurückstanden. Aus dem Garten gelangt man auf einen eleganten, großen Platz, den Midan el Teatro. Gegenüber dem palastähnlichen Hotel Continental bewunderte ich ein noch nicht ganz vollendetes Denkmal von Ibrahim Pascha, das einen hervorragenden Eindruck macht.

Als die Sonne sich nach Westen neigte und die flimmernde, grelle Tageshelle jener weichen, friedlichen Abendstimmung Platz machte, da stand ich oben auf der Zitadelle und schaute lange auf das wunderbare, unvergeßliche Panorama. Unter mir das Häusermeer von Kairo mit seinen flachen Dächern, über welche tausende von Kuppeln und Minarets in den wolkenlosen Himmel ragten. Im Vordergrunde die imposante Moschee des Sultans Hassan. Links schweigend und düster die Totenstadt der Kalifengräber. Das scheidende Tagesgestirn übergoß die Stadt mit einem zarten Rosa, aus dem sich dunkelgrün die zahlreichen Anlagen und Squares hervorhoben. Weiterhin erglänzte wie ein Silberband der Segenspender, der Nil, an dessen Ufern sich die zierlichen Gipfel der Dattelpalmen scharf gegen den Abendhimmel abzeichneten. Jenseits des Niles breitete sich die lybische Wüste aus. Das Gelb des Wüstensandes bildete zu dem Dunkelviolett der fernen Berge ein effektvolles Farbenspiel. Und dort — nein es war keine Fata Morgana —, dort standen auch die Pyramiden, in stiller Majestät auf die Geschlechter der Epigonen herniederschauend. Seid mir gegrüßt, Ihr ehrwürdigen Damen, morgen werde ich mir die Ehre geben, Eure nähere Bekanntschaft zu machen!

Tiefer sinkt die Sonne. Es ist wie eine Symphonie von Farben und Licht, ein Siegeshymnus auf den scheidenden Ra, den Sonnengott der alten Ägypter. Allmählich kommt die Nacht und breitet ihre violetten Schatten über die Stadt und die gelbe Wüste. Von den Türmen ruft der Muhêddin die Gläubigen zum Gebet: Allah il Allah. — Ergriffen stieg ich hinab von der Zitadelle.

Die elektrische Straßenbahn brachte mich zum Hotel.

Kairo bei Nacht, ein anderes Bild, und womöglich noch lustiger und ausgelassener als am Tage. — Bei der Table d'hôte hatte ich die Bekanntschaft von einigen deutschen Handlungsreisenden gemacht, welche die Stadt und das Leben kannten und teilweise sogar etwas arabisch sprachen. Wir verabredeten, einen kleinen Bummel zu unternehmen, und ich schloß mich gern meinen erfahrenen Führern an. Doch wir hatten reichlich Zeit, denn die Tingeltangels und arabischen Variétés fangen ziemlich spät an. In den eleganten Cafés in der Nähe vom Shepheards Hotel herrschte ein reges Treiben, und wie ich meinen „piccolo nero" schlürfte, hatte ich reichlich Gelegenheit, die interessanten Straßentypen zu beobachten. Kaum hatten wir Platz genommen, so

wurden wir der Zielpunkt der Angriffe von seiten der unzähligen Hausierer, die alle erdenklichen Gegenstände an den Mann zu bringen suchten. Am meisten exzellieren die Stiefelputzer in ihren Bemühungen, unserer Fußbekleidung neuen Glanz zu verleihen, und derjenige Fremde, dessen Stiefel etwas schmutzig sind, darf sicher sein, in jeder Minute mindestens zweimal angesprochen zu werden. Unter diesen Straßenarabern findet man Typen, wie sie interessanter nicht in Neapel zu finden sind, namentlich fielen mir zwei Verkäufer von Photographien und Ansichtskarten auf, die in München oder Düsseldorf bald von den Malern als Modelle geangelt werden würden.

Das nächste Lokal war ein arabisches Café, wo auf einem Podium von den berühmtesten Spezialitäten der bekannte Bauchtanz vorgeführt wurde. In dem großen Raume mit kahlen Wänden und nichts weniger als eleganter Ausstattung saß ein bunt zusammengewürfeltes Publikum, meistens Einheimische im Turban oder Fez an Holztischen und trank Kaffee. Auf einem Podium hatten sich einige Musikanten mit Pfeifen, Mandolinen und Tamburins postiert und harrten, ebenso wie wir, der Dinge, die da kommen sollten. Allmählich fanden sich die „Damen" auf dem Podium ein, alle mehr oder weniger — einige sogar hervorragend hübsch, über und über mit goldenen Münzen behängt, die, wie mir mein Bekannter, der Reisende in Gummiartikeln, versicherte, echt seien und bisweilen ein Vermögen repräsentieren. Zuletzt kam die erste Solotänzerin, ein üppiges Weib in einem arabischen, raffinierten Kostüm, bei welchem die Brust- und Bauchpartie nur mit einem dünnen, schwarzen Gazeschleier verhüllt war.

Einförmig rhythmisch setzte die Musik ein, die Tänzerin blieb auf einem Fleck stehen oder ging bisweilen mit kleinen Schritten vorwärts und rückwärts und nur der Bauch und die Brust bewegten sich konvulsivisch. Es liegt eine unsagbare Sinnlichkeit in dem Tanze. In dem Gesichte des Weibes spiegelte sich die ganze Skala der Liebesleidenschaften wieder und die Zuschauer saßen wie gebannt auf ihren Plätzen. Nach unseren europäischen Ansichten ist der Tanz höchst unsittlich. Nach Schluß der Produktion Kollekte mit Backschisch. Vom danse de ventre ging es auf den Fischmarkt, „das Grab der Seele", wie die Araber sagen. Es ist dies ein Labyrinth von engen Gassen, in denen sich ein Haus des Lasters niedrigster Art an das andere reiht. Die Freudenmädchen sitzen hinter den vergitterten, glaslosen Parterrefenstern, wie die Tiere im zoologischen Garten hinter den Stäben ihrer Käfige und geben auf Verlangen den Vorübergehenden ihre Reize preis. Zwischen allem diesem Laster zeigte mir mein Bekannter ein liebliches Mädchen von höchstens 16 Jahren. „Ist es nicht schade, daß eine solche Blume in diesem Sumpfe verkommt?" sagte er mir. Er wechselte ein paar arabische Worte mit ihr, das Mädchen verzog ihren kleinen, süßen Mund zu einem freundlichen Lächeln und sagte „Backschisch". Kairo dürfte

nach Assortierung seiner verschiedenen Laster wohl die verderbteste Stadt der Erde sein. Interessant war mir der Umstand, daß einige europäische Damen, wahrscheinlich Engländerinnen, allerdings tief verschleiert, mit augenscheinlicher Wißbegierde die Gassen des Fischmarktes durchzogen.

„So, jetzt, bitte, einen Cognac", sagte ich, als wir wieder in der europäischen Stadt angelangt waren und in einem gemütlichen Tingeltangel mit Wiener Damen-Orchester saßen. Mein Begleiter schien unter den „Künstlerinnen" gute Bekannte zu haben und spendierte Portwein. Ich drückte mich, um am andern Morgen weniger Kopfschmerzen zu haben als er.

Der gute Mann schlief wohl noch den Schlaf des Gerechten, als ich in der Frühe über die große Nilbrücke „Kasr el Nil" fuhr, an deren Enden je zwei imposante Löwen Wacht halten. Landschaftlich ist die Partie am linken Nilufer mit ihren herrlichen Dattelpalmen und üppigen Feldern von unsagbarem Liebreiz. Unweit der Brücke liegt die Station der elektrischen Bahn, die für wenige Piaster in etwa 30 Minuten nach den Pyramiden führt.

Hat man den Vorort Gize mit seinen Villen und üppigen Gärten hinter sich, so erblickt man über dem Spiegel des durch seine Überschwemmung seenartig erweiterten Nils, die alten Steinkolosse, denen man erwartungsvoll näher kommt. Die Bahn geht das letzte Stück durch eine schöne schnurgerade Akazienallee, dicht am Wasser entlang. Aus dem Überschwemmungsgebiete ragen wie Inseln kleine Fellahin-Dörfer heraus. Die alten Lehmhütten mit ihren flachen Dächern wie kleine Festungen, inmitten dichter Dattelpalmen, sehen aus, als wären sie expreß für Maler als stimmungsvolle Motive geschaffen worden.

Endlich hält der Zug. An der Station warten schon die braunen Fremdenführer mit ihren Eseln und Kamelen auf die Touristen, und jetzt entspinnt sich ein Kampf ums Dasein. Hat man sich die erste Reihe von Eselsführern glücklich vom Halse geschafft, so kommen die Araber und Beduinen, die einen zu Fuß herumführen wollen. Unablässig folgen sie uns und in allen erdenklichen Sprachen reden sie auf uns ein. Ich hatte mir vorgenommen, allein zu bleiben, um die historische Stätte in der Wüste in der entsprechenden Stimmung zu genießen, aber fast schien es unmöglich, mein Vorhaben auszuführen. Da kam mir eine glänzende Idee. Ich ließ mich mit einem arabischen Führer, der vorzüglich französisch sprach und mir erzählte, wie feine Herrschaften er schon herumgeführt hätte, in eine Unterredung ein: „Sieh mal, wenn Du schon viele Fremde herumgeführt hast, so hast Du Dir doch eine gewisse Menschenkenntnis erworben. Ich habe eine Wette gemacht, daß ich die Pyramiden ganz allein, ohne Führer, besehen werde, und ich schenke Dir dieses Geldstück, wenn Du mich in Ruhe läßt und auch den andern sagst, daß sie nicht den Versuch machen, mich zu belästigen". Das half, und ich war „enfin seul".

Durch tiefen, schweren Sand watete ich bergan und stand nach etwa 10 Minuten vor der großen Cheops-Pyramide. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und brannte heiß hernieder. Der starke Reflex in dem gelben Sande erzeugte ein überhelles, blendendes Licht. Wie ich zum ersten Male die Pyramide in der Nähe sah, da ging es mir, wie den meisten Reisenden, es wollte mir scheinen, als wenn sie garnicht so groß wäre. Erst allmählich wuchs der Steinkoloß in meinen Augen, und ich begann das Riesenwerk menschlicher Hände ehrfurchtsvoll zu bewundern. Ich kletterte einige Stufen der Pyramide in die Höhe, setzte mich auf einen der gewaltigten Steinblöcke und gab mich ganz der wunderbaren Stimmung hin. Wie mächtig spricht hier die 5000jährige Vergangenheit zu uns! Wir fühlen, wie kurz doch die Spanne Zeit ist, die wir auf Erden wandeln, ein Wassertropfen im Meere der Ewigkeit. Sicherlich wurden die Menschen, die jene Steinkolosse erbauten, von den gleichen Leidenschaften bewegt, wie wir. Liebe, Lebensfreude, Haß, die Furcht vor den Schatten des Todes, Herrschsucht, Dünkel und Sklaverei erfüllten sie wie auch heute. Und wenn wieder Tausende von Jahren vergangen sein werden, so wird es in dieser Beziehung beim Alten geblieben sein. Die mächtigen Pharaonen, denen die Unantastbarkeit ihres Leichnams Ehrensache war, errichteten sich diese mächtigen Grabmonumente und wandten allen Scharfsinn an, um den Zugang zur Grabkammer zu verheimlichen. Und doch, welche Ironie, welche Tragik menschlicher Kalkulation: der alte mächtige König Ramses, für den Tausende von Sklaven ihren Schweiß und ihr Blut hergeben mußten, um die riesigen Steinblöcke zu bearbeiten, herbeizuschaffen und zu einer Totenburg aufeinanderzutürmen, seine Mumie ist heute — ihrer Binden und Bandagen beraubt — in einem Glaskasten im Museum zu Kairo öffentlich zur Schau ausgestellt und kann von dem gemeinsten arabischen Proletarier für ein Eintrittsgeld von wenigen Piastern neben anderen interessanten Ausgrabungen besichtigt werden.

Da liegt er vor mir, der grüne Nil, der heilige Segensspender des Pharaonenlandes, dessen regelmäßiges Steigen und Fallen schon seit uralten Zeiten beobachtet wurde, und drüben, in entzückender Lage erglänzt die Riesenstadt im hellen Lichte der Sonne, majestätisch von der Zitadelle überragt.

Es ist so wohlig, hier im Schatten zu träumen, aber man muß weiter. An der nahe belegenen Chefren-Pyramide ist oben noch ein Stück von dem alten Belag zu sehen, mit dem die Pyramiden in früheren Zeiten bedeckt waren, sodaß sie ganz glatt waren und nicht die Stufenform hatten, wie heute. In der Hitze stapfe ich mutig durch den tiefen Sand zur Sphinx und suche mir wieder ein gutes Plätzchen aus, um das eigenartige Bild auf mich wirken zu lassen. Der Eindruck, den dieses kolossal große, merkwürdige Gebilde hervorruft, ist ein ganz gewaltiger. Der leere, unverwandt nach Osten gerichtete Blick, die steinerne Ruhe dieses Ant-

litzes, sie wirken fast geisterhaft auf das Gemüt und ganz unkontrollierbare Gefühle durchziehen die Brust. Ich weiß nicht, ob ich 15 Minuten oder eine Stunde dort gesessen. Ich konnte mich von dem Bilde erst trennen, als mit großem Hallo und Führertroß auf Eseln und Kamelen eine englische Reisegesellschaft herannahte und mit lautem „Oh, look at that, is'nt it grand, oh yes indeed“ das ehrwürdige Standbild begrüßte. Als man sich umständlich bereit machte, auf, an und unter der Sphinx photographiert zu werden, da wollte es mir scheinen, als lege sich ein melancholischer Zug auf das steinerne Antlitz, und auch ich mußte dem



Cairo: Totenstadt.

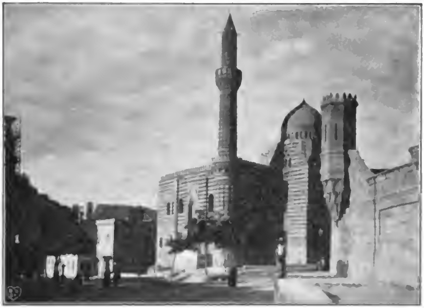
beistimmen, daß das Typen hier eine Beleidigung der Umgegend ist. Ich gab denn auch meiner Verachtung solchen Frevels dadurch Ausdruck, daß ich mich auf den Heimweg machte und mich von der oben erwähnten elektrischen Bahn nach Kairo zurückbefördern ließ.

Einige kleinere Ausflüge nach Alt-Kairo, sowie nach Helmich usw. gaben mir Gelegenheit, das Straßenleben in den arabischen Vierteln, sowie die Villagiaturen der wohlhabenderen Klassen kennen zu lernen. Ich kam zu der Überzeugung, daß, wenn es mir einmal im Leben beschieden sein sollte, mir eine Villa zu bauen, ich mir das Muster dazu aus Kairo holen würde.

Am Ende von der Vorstadt von Helmich nahm ich mir ein Eselchen, der arabische Führer trieb das Tier durch laute Ha- und Huarufe an, wodurch jedoch wenig mehr, als ein langsamer, ungemütlicher Trab erreicht wurde. Bei dem alten Aquadukt bogen wir rechts ab und gelangten bald

zu den Kalifengräbern. Die Kirchhöfe in Kairo sind höchst eigentümlich, nicht wie bei uns ein Garten oder ein Park, sondern eine Stadt mit Häusern und Höfen, fast ohne Vegetation, ein Gewirre von engen Straßen und Sackgassen. Inmitten dieser Totenstadt erheben sich monumentale Kirchen mit Kuppeln und Minaretts, die Ruhestätten der Kalifen, aber leider sind sie so durch die Umgebung verbaut, daß man von keiner Seite herankann und keinen rechten Eindruck gewinnt.

Zurück führte mich der Weg zum Zitadellenplatz. Ich entließ meinen Führer mit seinem Grauchen, stieg noch einmal herauf zur Zitadelle, die



Moschee in Cairo.

ich am ersten Tage nur flüchtig gesehen hatte. Bei der großen, neunkuppeligen Alabaster-Moschee Mohammed Alis machte ich Halt. Es ist ein imposanter Bau, das Wahrzeichen von Kairo, dessen überschlanke Minaretts sich hoch über die Dächer der Stadt erheben. An der Pforte gab man mir ein Paar große Überschuhe zum Verhüllen meiner profanen Stiefelsohlen, und so gerüstet trat ich in den gewaltigen, im Dämmerlichte liegenden Raum. Wundervolle Alabastersäulen von enormen Dimensionen tragen die gewölbte Decke, von welcher kostbare Kandelaber herunterhängen. Den Boden bedecken große weiche Teppiche von erlesener Arbeit und unschätzbarem Werte. Hier hatten es sich einige Muselmänner bequem gemacht und waren über ihrem Koran eingeschlafen.

Weiter zur Zitadelle heraufsteigend, durchschritt ich mehrere finstere Torwege, an denen englische Soldaten Schildwache standen. Ich ließ mich mit einem der Rotröcke in ein Gespräch ein und erfuhr einiges Wissens-

werte über die Zitadelle. So ist zum Beispiel das Photographieren überall frei gestattet, dagegen das Rauchen streng verboten. Sehr vernünftig, das Photographieren kann hier kaum einen Verrat militärischer Geheimnisse zur Folge haben und ein Verbot würde den englischen Touristen vor den Kopf schlagen, dagegen wäre es ewig schade, wenn eine durch unvorsichtiges Rauchen ausgebrochene Feuersbrunst diese prachtvolle historische Stätte zerstören würde.

Beim Verlassen der Zitadelle kam ich zufällig an dem Häuschen vorbei, in dem gerade zu der Stunde die „heulenden Derwische" eine



Blick von der Citadelle auf Cairo.

Gebetsübung abhielten. Ich erlegte mein Eintrittsgeld und sah mir die Sache an, bin mir aber bis heute nicht darüber klar geworden, ob diese Zeremonie echt ist oder nur eigens für das reisende Publikum in Szene gesetzt wird. Jedenfalls sind bequeme Bänke für die Besuchenden vorgesehen. Der Anblick dieser religiösen Fanatiker, es waren deren etwa 20 Mann, junge Leute in dem ortsüblichen Straßenkostüm mit rotem Fes und alte Graubärte im Turban, ist kein sehr erhebender. Erst wurden endlose, monotone Einzelgesänge von verschiedenen Derwischen vorgetragen, welche mehr durch ein Gekreische und Forcieren der Stimme nach der Höhe, als durch gute Tonwirkung exzellierten. Dann vereinigten sich die im Halbkreise aufgestellten Derwische zu einer Art Chor, wobei sie sich unzählige Male tief verneigten und die Oberkörper verdrehten, bis sie in Verzückung gerieten und schließlich in ein unartikuliertes Geheul ausbrachen. Der ganze Text bestand aus dem Worte „Allah". Mir taten die jüngeren Leute leid und ich glaubte, jeden Augenblick müßte einer

erschöpft hinfallen, aber sie schienen gut trainiert zu sein, und nichts dergleichen geschah.

Ich atmete erleichtert auf, als ich wieder auf der Straße stand.

Leider schlug nur zu bald die Abschiedsstunde, wo ich Kairo und seine Wunder verlassen mußte. Ich fühlte, daß ich nur das Wenigste gesehen und noch Tage und Wochen am Nil weilen müßte, um nur einigermaßen das Sehenswerte zu genießen. Aber es ging halt nicht an, und ich mußte mich mit der Hoffnung trösten, daß mich ein gütiges Schicksal vielleicht noch einmal im Leben in dieses herrliche Land führen werde, um es dann gründlicher zu studieren.

XXX.

Am 5. November 1904 brachte mich der Frühzug nach Alexandria. Nach der Trockenheit in Kairo spürte man deutlich, daß man sich dem Meere näherte, denn kurz vor unserem Ziele umwölkte sich der Himmel, und es fing an zu regnen. Alexandria ist eine ganz moderne Stadt mit nüchternen Straßen und elektrischen Bahnen, und in den wenigen Stunden meines Aufenthaltes konnte ich nichts des Interessanten entdecken, das ich nach der großartigen historischen Vergangenheit der Stadt vorzufinden gehofft hatte. Araber, Türken, Juden, Armenier und Griechen bilden das Hauptkontingent der Bevölkerung. Recht hübsch, aber völlig europäisch großstädtisch, ist der Börsenplatz mit schönen Gebäuden und eleganten Magazinen.



Fellah-Mädchen.

Im Hafen lag der österreichische Lloyddampfer „Habsburg" zur Abreise bereit. Ausschließlich für den Passagierverkehr eines eleganten Reisepublikums bestimmt, ist dieses Schiff was Einrichtung und Komfort

betrifft, eines der luxuriösesten der Gesellschaft. Besonders schön sind die Wandgemälde in den Salons und dem Rauchzimmer und stellten Motive aus Ägypten und Triest dar. Die Verpflegung an Bord ist sündhaft üppig und gibt in nichts den Kochkünsten in den berühmtesten Hotels nach.

Interessant war das Leben und Treiben im Hafen vor der Abfahrt. Riesenstarke Arbeiter schleppten die letzten Kollis herbei, die im Schiffsrumpfe verschwanden, auf dem belebten Quai standen die Menschen in plaudernden Gruppen zusammen, unter denen der rote Fes vorherrschte. Schließlich kam die Post, und in unglaublich kurzer Zeit war die Unzahl der Säcke übergenommen. Punkt 4 Uhr nachmittags lichtete die „Habsburg“ ihre Anker und majestätisch, wie ein weißer Schwan, durchschnitt das schöne Schiff den weiten Hafen. Von einem ägyptischen Kriegsschiffe tönt Musik zu uns herüber, und die Flagge senkt sich uns zum Gruße. Das Wetter hat sich aufgeklärt und die Abendsonne beleuchtet effektvoll die Masten der Schiffe im Hafen und die langhingestreckte Stadt. Good bye, fair Egypt, wann werde ich Dich wiedersehen?

Neptun und Jupiter pluvius waren uns auch auf dieser Fahrt hold, und bei herrlichstem Wetter verlief die Reise in idealer Weise. Am Sonntag früh sichteten wir einen russischen Dampfer aus Odessa, und fast mutete es mich seltsam an, die weiß-blau-rote Flagge auf dem Meere wehen zu sehen. Aber die bösen Japaner waren ja weit und hier keine Torpedos zu befürchten. Später begegneten wir der „Kleopatra“, dem Schwesternschiffe der „Habsburg“ und winkten freundliche Grüße den Touristen zu, die, dem europäischen Winter aus dem Wege gehend, nach des Südens Wärme ziehen. Auf dem Meere liegt heller freundlicher Sonnenschein, es ist ein wundervoller, milder Herbsttag, das Licht erscheint abgetönter, und man fühlt, daß man die Tropen nun endgültig hinter sich hat.

Mittags sehen wir am Horizonte die bergige Küste von Kreta und grüßen bewegt nach langer Trennung old Europe.

Bei den günstigen Witterungsverhältnissen wählte der Kapitän den kürzeren Weg durch den griechischen Archipel. Am 7. November hatten wir die ganze Zeit das Land in Sicht. Erst war es rechter Hand die gebirgige Küste des Peloponnes, dort wo das alte Messenien lag, nach dem Frühstücke passieren wir Zante, die Korintheninsel, und genießen, gleichsam als Nachtisch, das liebliche Bild dieser entzückend gelegenen Inselperle mit der malerisch aus dem Meere aufsteigenden Stadt. Als die Konturen des Eilandes am Horizonte zu verschwimmen begannen, näherten wir uns der Insel Kephalonia und bald darauf kommt Ithaka in Sicht. Die homerische Stätte scheint ganz wüst und leer zu sein, auf den Bergen war nur spärliche Vegetation zu sehen und von dem alten Odysseus keine Spur, nicht einmal ein anständiges Monument, wie es der Lesseps in Port Said hat.

Als ich am folgenden Morgen in aller Herrgottsfrühe den Kopf zum Kabinenfenster hinausstreckte, lagen wir am Quai von Brindisi. Hu, war das frisch draußen! Im ersten Dämmerlichte sah ich, wie geschäftige Hände die Post ausluden. Ich eilte im warmen Paletot an Deck, und konnte der Versuchung nicht widerstehen, meinen Fuß nach Jahren zum ersten Male wieder auf europäischen Boden zu setzen. Ich konnte gerade einmal um den Platz am Hafen herumgehen und einen Blick in die kleinstädtischen, noch schlafenden Straßen werfen, als die Dampfpfeife zur schleunigsten Rückkehr an Bord mahnte.

Adriatisches Meer, den 8. November, der letzte Tag auf See. Schön, wie die lange Fahrt begonnen, sollte sie endigen, und dankerfüllt pries ich den gnädigen Gott des Meeres und des Wetters, der uns zum Abschiede noch einen so wunderbaren Tag beschieden. An Bord waren die Passagiere unter einander bekannt geworden und schnell verstrich die Zeit unter anregenden Gesprächen. Am nächsten Morgen lag hell im Sonnenglanze das herrliche Panorama von Triest vor uns. Links blinkte in schneeiger Weiße das Schlößchen Miramare und rechts dehnte sich das Häusermeer der stolzen Hafenstadt, umschlossen von dem Kranz seiner Berge. Langsam wurde unsere Habsburg zum Innenhafen bugsiert — und da lagen sie auch, meine guten alten Bekannten, die „Nippon“ und der „Erzherzog Franz Ferdinand“. Mir schwoll das Herz, und noch einmal zog im Geiste der lange Weg an mir vorüber, an dessen Ziele ich jetzt angelangt war.

Das Landen ging glatt von statten. Keine Paßschereien, die Zollrevision eine Formalität, die in 10 Minuten erledigt war. Im Direktionspalais des österreichischen Lloyds hatte ich Gelegenheit, den Generaldirektor Peichel kennen zu lernen und ihm für sein freundliches Entgegenkommen zu danken, das mir die Gesellschaft durch ihre anstandslose Genehmigung meiner mehrfachen Fahrtunterbrechung bewiesen hatte.

Nachmittags unternahm ich einen Ausflug nach Ofcina, einem hochbelegenen Punkte in der Nähe der Stadt, von wo man eine umfassende, herrliche Aussicht auf die Stadt, die Berge und das Meer genießt. Österreichische Riviera, das ist die rechte Bezeichnung dieses schönen Landes.

Der Abendschnellzug entführte mich nordwärts. Ich erwachte erst, als wir über den Semmering fuhren und konnte gerade noch die liebliche Szenerie von meinem Waggonfenster aus genießen. Wien präsentierte sich von der unvorteilhaftesten Seite. Ein trüber, naßkalter Novembertag, so recht melancholisch und zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. Ich drückte mich tagüber in den Cafés und Museen herum, ohne rechten Sinn für die sonst so schöne und lustige Donaustadt. Ein Besuch des Römerbades erfüllte den doppelten Zweck, mich von dem Staube der Reise zu reinigen und mir die Zeit zu vertreiben. Mich zog des Heimweh's Zaubermacht.

Station Oderberg. Alles aussteigen. Zollrevision. Preußische Zollbeamte, stramme, würdevolle Gendarme, welch langentbehrter heimatlicher Anblick. Am liebsten wäre ich dem ersten besten um den Hals gefallen. „Na Sie kommen gewiß aus China? Die Art Reisekörbe kenne ich." Ich mußte den Scharfsinn des freundlichen Zöllners bewundern, und stellte mich ihm als Zeugen des russisch-japanischen Krieges aus Port Arthur vor. Natürlich wurde nicht viel revidiert, desto mehr gefragt und erzählt.

Sausend rast der Schnellzug nach Norden, darin sitzt ein sonnengebräunter Mann, der so eigenartig bewegt auf die norddeutsche einförmige Winterlandschaft starrt und nur bisweilen still in sich hineinlächelt. Ja, das ist die Heimat, eine flache weiße Ebene, aus der sich bisweilen dunkel der Wald oder ein sauberes Dorf abhebt! Der Zug nähert sich einer muntern Stadt, dort scheint er zu winken, der schlanke Kirchturm und mir ist als höre ich im Ohre den altgewohnten Ton der großen Glocke. „Hurra, er ist da", höre ich eine liebe bekannte Stimme rufen, und im nächsten Augenblicke liege ich in den Armen meiner alten Mutter.

Ende.